

VERHANDLUNGEN

DES

INTERNATIONALEN CONGRESSES

FÜR

ALTERTHUMSKUNDE UND GESCHICHTE

ZU BONN

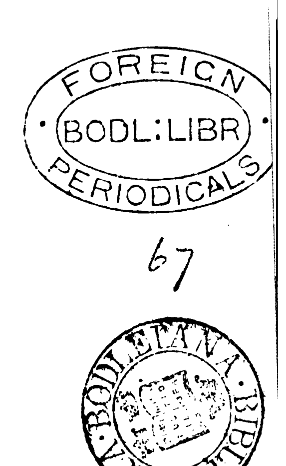




VERHANDLUNGEN
DES
INTERNATIONALEN CONGRESSES
FÜR
ALTERTHUMSKUNDE UND GESCHICHTE
ZU BONN

IM SEPTEMBER 1868.





HERAUSGEGEBEN

VON

Prof. Dr. ERNST AUS'M WEERTH,

I. GENERALSECRETÄR DES CONGRESSES UND I. SECRETÄR DES VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN IM RHEINLANDE.

BONN,

BEI ADOLPH MARCUS.

1871.

Vorwort.

In der Reihe der internationalen Congresse für Alterthumskunde und Geschichte dürfte der zu Bonn gehaltene zweite für lange Zeit der letzte gewesen sein. Zwei vergebliche Versuche, ihn in Basel zu erneuern, scheiterten im Jahre 1869 an den Schwierigkeiten der nothwendigen Vorbereitungen, im Jahre 1870 an dem plötzlich hereinbrechenden Kriege. Wenn dessen Erfolge durch die endliche Einigung Deutschlands und seine Einsetzung in die ihm gebührende Stellung auch die hoffnungsvolle Zuversicht auf grössere Sicherung und friedliche Entfaltung der gesammten europäischen Verhältnisse gewähren, so werden leider doch die internationalen Bestrebungen für's Erste eine beklagenswerthe Beschränkung erfahren. Hoffen wir darum, dass dem geschlossenen Frieden eine dauernde Versöhnung der beiden zur Gemeinsamkeit civilisatorischer Arbeit berufenen grossen Nachbarvölker in nicht allzu ferner Zeit folgen möge!

Kränze des Friedens und der Erinnerung fühlen wir uns an dieser Stelle gedrungen, auf die Gräber der inzwischen verstorbenen Theilnehmer des Congresses nieder zu legen. Am letzten Tage desselben starb hierselbst der unermüdliche Verfechter von Shakspeare's angeblichem Aufenthalt in Deutschland, Dr. William Bell aus London und ward von den noch anwesenden Mitgliedern auf dem Bonner Friedhofe zu Grabe geleitet. Gleichmässig betrauern wir das Ableben des biedern Verfassers der preisgekrönten Schrift über die Basiliken, Prof. Adolph Zestermann zu Leipzig, des geistreichen Sprachforschers Dr. Lazare

Geiger von Frankfurt a. M. und des in Bonn wegen seiner Ehrenhaftigkeit und unermüdlichen Theilnahme an allen geistigen Bestrebungen hochgeachteten englischen Geistlichen Anderson.

Die ursprüngliche Absicht, diese Schrift auf dem Congresse zu Basel auszugeben, verschuldete ihre zweimalige Verzögerung, wie durch den Wegfall desselben nunmehr ihr ungesäumtes Erscheinen geboten ist.

Bonn, im März 1871.

E. aus'm Weerth.

Der vom 25. August bis 1. September 1867 in Antwerpen versammelte erste internationale archäologische Congress beschloss in seiner Sitzung vom 1. September [1]) weiterhin solche Congresse jährlich stattfinden zu lassen und wünschte den nächsten für das Jahr 1868 in Bonn abzuhalten. Die Académie d'Archéologie de Belgique in Antwerpen übermittelte diesen Wunsch durch ein Schreiben vom 28. September dem Vorstande des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn.

Nachdem der letztere sich der Unterstützung der Kgl. Staatsregierung und des Entgegenkommens der akademischen wie städtischen Behörden zu Bonn versichert hatte, nahm er den Auftrag zur Abhaltung des zweiten Congresses bereitwillig an, erweiterte sich zu einem grössern Comité, an dessen Spitze als Ehrenpräsident Se. Kgl. Hoheit der Kronprinz von Preussen trat, und stellte zur Wahrung der Continuität der aufeinander folgenden Congresse den Grundsatz auf, stets einen der Generalsekretäre des letzten Congresses in den Vorstand des nächstfolgenden aufzunehmen. In 12 Sitzungen beschäftigte sich das Congress-Comité mit der Erlangung der Hülfsmittel, der Aufstellung eines Budgets, der Organisation der wissenschaftlichen Arbeiten sowohl in Betreff der Beschaffung von Referenten für die Vorbereitung und Darlegung der zu berathenden Fragen, als der Anfertigung zweier Festschriften, und endlich mit einer Zeiteintheilung, welche gleichmässig den Besuch der verschiedenen Sitzungen, der öffentlichen Sammlungen und Denkmäler, wie der dargebotenen Erholungen gestattete. Man nahm zwei Ausstellungen in Angriff, die eine für neue literarische Erscheinungen aller Länder, die andere für Kunstwerke und Antiquitäten zur Illustrirung der aufgestellten Fragen. Bezüglich der Festschriften wurde der Beschluss gefasst, den Congressmitgliedern zur Begrüssung in der Stadt Bonn und als Erin-

---

1) Congrès archéologique international. Anvers 1866—67. Compte-rendu. Bruxelles, Librairie C. Muquardt. 1868. p. 204.

nerung an den Aufenthalt daselbst eine Sammlung von Beiträgen zur Geschichte dieser Stadt, so gut als sie sich in der gebotenen kurzen Frist herstellen liess, zu überreichen. Ausserdem sollte später eine Geschichte des Bonner Congresses, und zwar voraussichtlich bei Gelegenheit des folgenden Congresses ausgegeben werden.

Das Comité bestimmte für die Versammlung die Tage vom 14. bis 21. September und lud dazu durch ein besonderes, in deutscher und französischer Sprache ausgegebenes Programm ein, welches die Namen des Comités, die geltenden Satzungen und die aufgestellten Fragen der für das zur Berathung ausdrücklich gewählte Gebiet der Alterthumskunde und Geschichte gebildeten drei Sektionen der Urgeschichte, des Alterthums und der christlichen Zeit enthielt [1]). Ein Tagesprogramm für die Congressdauer nebst Verzeichniss der Transportgesellschaften, welche für die Mitglieder des Congresses eine Ermässigung ihrer Fahrpreise eintreten liessen, wurde kurz darauf versandt [2]) und zugleich für die Legitimation den Congressmitgliedern eine mit Orientirungsnotizen versehene Karte und ein roth-weiss gestreiftes, mit dem Wappen der Stadt Bonn gestempeltes Band zur Verfügung gestellt.

Nachdem die Mitglieder des Congresses [3]) zum grossen Theile schon Sonntag den 13. September eingetroffen und sich am Abende dieses Tages im grossen Saale der Lese- und Erholungs-Gesellschaft zur gegenseitigen Begrüssung zusammengefunden hatten, fand am andern Morgen, Montag den 14. September, um 10 Uhr in der Aula der Universität die feierliche, sehr zahlreich besuchte Eröffnung des Congresses statt.

I. Generalversammlung.

Der erste Präsident, Berghauptmann a. D. Prof. Dr. Noeggerath vollzog dieselbe mit folgender Ansprache:

Hochgeehrte Versammlung!

Die höchst ehrenvolle Stelle, welche in Gemeinschaft mit meinem verehrten Collegen, dem Kgl. Conservator der Kunstdenkmäler in Preussen, Herrn Geh. Regierungsrath von Quast ich hier einnehme, war ursprünglich einem höchstgestellten Prinzen und Herrn bestimmt gewesen.

---

1) Anlage I p. 105.

2) Anlage II p. 111.

3) Anlage III p. 113.

Se. Kgl. Hoheit der allgeliebte Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preussen hatte nämlich die hohe Gnade, das Ehrenpräsidium des internationalen Congresses für Alterthumskunde und Geschichte in Bonn huldvoll zu übernehmen. Leider haben, nach früher eingegangener Benachrichtigung, dringende Veranlassungen Se. Kgl. Hoheit zu Höchstihrem Bedauern verhindert, diese Absicht zu verwirklichen.

Unbezweifelt theilt die hochverehrte Versammlung das gleiche Gefühl des tiefen Bedauerns mit mir, dass uns nicht die grosse Ehre zu Theil werden konnte, den durch vielseitige Talente und Kenntnisse ausgezeichneten Kronprinzen des Kgl. Preussischen Hauses an unserer Spitze zu sehen.

Eine telegraphische Depesche des Kronprinzlichen Ehren-Präsidenten kam gestern spät in meine Hände. Ihre Veröffentlichung glaubte ich bis zur Stunde der allgemeinen Versammlung zurückhalten zu müssen. Sie lautet:

»Präsidium des Internationalen archäologischen Congresses in Bonn am Rhein.

»Meinen herzlichen Gruss den versammelten Mitgliedern des Congresses, dessen mich lebhaft anziehenden Verhandlungen nicht beiwohnen zu können ich aufrichtig bedaure.

Friedrich Wilhelm Kronprinz.«

Gewiss, hochgeehrte Herren, handle ich in Ihrem Sinne bei dem Vorschlage, ein voll- und einstimmiges Hoch dem allgeliebten Kronprinzen darzubringen und die Kunde dieses Zeichens der allgemeinen Verehrung im Blitzesfluge in Höchstdessen Hände gelangen zu lassen.

»Hoch lebe Se. Kgl. Hoheit, der Kronprinz von Preussen Friedrich Wilhelm, unser Herr Ehrenpräsident! Er lebe abermals hoch und zum drittenmale hoch!«

Die ganze Versammlung stimmte freudig in dieses Hoch ein und gab Sr. Kgl. Hoheit dem Kronprinzen durch Telegramm sogleich davon Kenntniss. Darauf fuhr der Redner fort:

Wir haben die Freude, im Auftrage des Herrn Cultus-Ministers von Mühler Excellenz, welcher ebenfalls selbst unsern Sitzungen beizuwohnen verhindert ist, den hochgeschätzten Referenten für Kunst und Alterthum im Kgl. Ministerium, Herrn Geh. Oberregierungsrath Dr. Pinder in unserer Mitte begrüssen zu können.

Das Erste, was mir nach dieser Benachrichtigung die angenehmste und ehrenvollste Pflicht gebeut, ist, die glänzende und zahlreiche Versammlung ehrfurchtsvoll und höchst willkommen zu begrüssen. In ihr sind sehr reichlich vertreten erste Autoritäten der archäologischen und historischen Wissenschaft und Kunst. Müsste ich ihre Namen hervorheben, so würde ich in Verlegenheit gerathen über die Skale ihrer Anordnung nach wissenschaftlicher Bedeutsamkeit. Der auf eine ganze Woche gestellte Zeitraum des projektirten Aufenthalts der Wissenschaftsgenossen in dieser Stadt wird reichlich Gelegenheit darbieten, soweit persönliche Bekanntschaft noch nicht besteht, sich untereinander kennen

zu lernen und den Austausch der wechselseitigen Entwürfe und Ideen im wissenschaftlichen Gebiete zu vermitteln.

Das nähere Kennenlernen, der persönliche Verkehr unter einander ist das Palladium einer jeden wissenschaftlichen Versammlung und wird es ebenfalls für unsern internationalen Congress sein.

Der Fortschritt unserer Zeit sowohl im Geiste der Menschen als in den Verkehrsmitteln, welche die Resultate der neuen Naturwissenschaften in durchgreifende Anwendung gebracht haben, führen uns zu der Errungenschaft und Freiheit, dass die Grenzen der Nationen nur noch für den staatlichen Verband bestehen, nicht aber in der Herrschaft des Intellektuellen und der persönlichen Cordialität, so weit irgend die Cultur auf dem ganzen Erdrunde Wurzeln geschlagen hat.

Darauf ist denn auch für unsere internationale Verbindung der höchste Werth zu legen. Wo es Einheit des Strebens gilt und die Wissenschaft vorleuchtet, werden sich leicht die verschiedenen Zungen unter einander verständigen.

In Frankreich, Belgien, England und Deutschland sind schon seit längern Jahren viele archäologische Gesellschaften zusammengetreten, deren Thätigkeitsgebiet sich entweder auf das ganze Land oder auf einzelne Theile desselben bezieht, und darunter ist — in Bescheidenheit sei's erwähnt — der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande einer der ältesten, da er bereits vor zwei Jahren das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Bestehens feierte und von ihm eine bändereiche Reihe inhaltsreicher Publikationen vorliegt.

Diesem Vereine gereicht es zur besondern Ehre und Genugthuung, dass der grosse internationale Congress, welcher zum erstenmale im vorigen Jahre seine Sitzungen in Antwerpen hielt, diejenige Stadt zu seiner zweiten jährlichen Versammlung bestimmte, in welcher jener Verein seinen Sitz hat. Für die Zeit der Versammlung des internationalen Congresses schliesst sich daher der Verein der Alterthumsfreunde im Rheinlande an jenen an, und bildet mit ihm eine zusammengehörige grössere Körperschaft, in welcher die entsprechenden Kräfte mehrerer Nationen zu demselben wissenschaftlichen Ziele hinstreben wollen.

Durch diese Verhältnisse kam der rheinländische Verein in die für ihn sehr erfreuliche Lage, die sämmtlichen Vorbereitungen für den Empfang der Mitglieder des Congresses und die gedeihliche Durchführung desselben treffen zu können.

Dazu galt es zunächst, die erforderlichen pecuniären Mittel zu beschaffen. Von dem Herrn Minister von Mühler Excellenz, welchem die Leitung der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten in dem Preussischen Staate anvertraut ist, war unsere vor dem Throne niedergelegte bezügliche Bitte befürwortet und unterstützt worden.

S. M. unser allergnädigster König, immer bereit, die wissenschaftlichen Bestrebungen in jeglicher Beziehung zu fördern, bewilligte huldreichst den für den Zweck erbetenen Zuschuss zu unsern Geldmitteln, und ebenfalls vermehrte

der Herr Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, Graf von Itzenplitz denselben noch durch einen sehr erwünschten Geldbeitrag, um die beabsichtigte Ausstellung von Antiquitäten und Kunstwerken aus dem Gebiete der Kunstgewerbe zu erleichtern.

Die Kgl. Universität öffnete uns bereitwilligst ihre Räume in dem Universitäts-Schlosse und gestattete zu den Sitzungen dieselben während der Dauer unserer Versammlung als die unsrigen betrachten zu dürfen. Die Vorsteher der verschiedenen Institute und Sammlungen der Universität bewilligten den Mitgliedern des Congresses nicht minder zuvorkommend den freien Zutritt zu ihren wissenschaftlichen Schätzen.

Die Stadt Bonn, Geburtsort des grossen Componisten van Beethoven, empfängt uns freundlich und bereitet uns den Genuss tonkünstlerischer Bestrebungen in der Aufführung seiner Meisterwerke.

Es musste ein örtliches Sekretariat und Comité gebildet werden für die verschiedenen Geschäfte, welche die Vorbereitung und Durchführung der Versammlung erheischt.

Sehr ehrenwerthe und ausgezeichnete Männer haben bereitwilligst diese Funktionen übernommen, zumeist Gelehrte, auf welchen die Weihe der Wissenschaft ruht. Ihre Namen nennt das vertheilte Programm.

Zwei General-Sekretäre werden bei unsern Verhandlungen fungiren, nämlich Herr Professor Dr. aus'm Weerth, erster redigirender Sekretär des rheinischen Vereins, und Herr Dr. iur. Dognée, Rath der archäologischen Akademie zu Lüttich.

Ich darf es nicht unerwähnt lassen, dass die Vorbereitungen zum Congress ganz vorzüglich durch die kenntnissvolle Leitung und die unermüdete Thätigkeit des erstern zu demjenigen Punkte gefördert worden sind, wo sie gegenwärtig stehen.

Herr Dognée war Vice-Präsident der Organisations-Commission und General-Sekretär des Congresses in Antwerpen und ihm werden wir es zu verdanken haben, dass wir bei der Leitung der Geschäfte durch die von ihm in Antwerpen gemachten Erfahrungen reichlich unterstützt werden.

Wir hoffen, dass die Mitglieder des Congresses in der von uns veranstalteten Ausstellung von Anticaglien und Kunstsachen einigen Genuss und Belehrung finden werden.

Selbst S. M. unser König, S. M. der Kaiser der Franzosen, Napoleon III., Ihre Kgl. Hoheiten der Herzog von Coburg und die Fürsten von Hohenzollern und Wied haben geruht, dazu kunstreiche Beiträge einzusenden, sowie wir gleichfalls besonders werthvolle Kirchenschätze zur Ansicht bekommen werden, deren Mittheilung wir dem Wohlwollen hochgestellter Vorgesetzten der Kirche verdanken, namentlich den Hochwürdigen Domkapiteln zu Trier, Limburg und Achen, sowie vielen andern Kirchen und zahlreichen Alterthumsfreunden, welche zum grossen Theile zu unsern Herren Mitgliedern gehören.

Wir empfangen Sie hier, hochverehrte Herren, auf einem Boden und in

einer Umgegend, welche in grossen und kleinern Denkmälern aus allen Zeiten der Kultur reichlichen Stoff für Ihre Forschungen und Studien darbietet.

Eine Reihe von Jahrhunderten hindurch stand unsere Gegend unter römischer Botmässigkeit. Bonn selbst war bekanntlich ein wichtiges Castrum der römischen Zwingherrschaft am Rhein.

Ueberall werden Monumente und andere Alterthümer aus jener wichtigen Epoche ausgegraben. Interessante Beispiele bietet uns das Antiquitäten-Kabinet der Universität dar.

Im Verlaufe unseres Zusammenseins werden wir noch viel Grösseres und Untersuchungswerthes aus allen Gebieten alter und neuer Kunst in unserer Nachbarstadt Köln und namentlich in dem dortigen reich ausgestatteten Wallraf-Richartz'schen Museum zu schauen Gelegenheit haben.

In den Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden in Köln und Bonn, sowie in dem nahe bei Bonn gelegenen Schwarzrheindorf, in Laach, Heisterbach, Remagen, Siegburg und Sinzig wird sich die ganze Geschichte der Architektur in grossartigen Beispielen vor unsern Augen entfalten.

Schon habe ich angedeutet, dass wir im Laufe der folgenden Tage Ausflüge in unsere Umgegend machen werden, welche zum grossen Theile unsere Forschungen und Studien zum Zweck haben, anderseits aber auch dem geselligen Vergnügen gewidmet sein sollen.

Namentlich hebe ich hervor, dass wir in unserer Nachbarstadt Köln des freundlichsten Empfanges durch unsere dortigen Wissenschaftsfreunde im Voraus versichert sind, welche es übernommen haben, unsere Führung sach- und lokalkundig zu bewirken.

Diese Stadt, die Metropole unserer Provinz, in welcher hoch und kunstvoll der weltberühmte Dom emporstrebt, wird uns gerade durch dieses klassische Bauwerk, dessen Vollendung nur wenige Jahre entfernt liegt, einen Beweis liefern, wie sehr die Kunst von den Königen von Preussen und von ganz Deutschland hoch gehalten wird, da nur durch die reichen Gaben S. M. des Königs Wilhelm und seines hochseligen Vorgängers, sowie von andern deutschen Männern dieses edle Bauwerk seiner vollständigen Durchführung so nahe gefördert worden ist.

Ehe wir aber unsere gemeinschaftlichen und getheilten Arbeiten beginnen, drängt es mich, den ehrerbietigsten und vollsten Dank dem erhabenen Monarchen Sr. Majestät dem allergnädigsten König von Preussen, meinem heissgeliebten Landesherrn auszusprechen für die in liebevoller Fürsorge für die Wissenschaft dem Congresse bewilligten Mittel zur Durchführung seiner Zwecke. Der fernere und zweite Dank gebührt im vollsten Maasse den verehrungswürdigen Behörden, Corporationen und Personen, welche unsere Absichten zu fördern sich gewogentlich nicht blos bereit erklärt haben. sondern auch dafür bereits thatkräftig wirksam gewesen sind.

Ich erlaube mir, und im Namen meiner unbezweifelt gleichgesinnten Herren Collegen dafür ebenfalls der vollsten Anerkennung Ausdruck zu geben.

Möchten die wenigen Tage, welche Sie, hochverehrte, geliebte Herren und

Collegen, bei uns zubringen, ergiebig sein für den Fortschritt der vielverzweigten Wissenschaften, deren Kultur Ihr Ziel und Ihre Freude ist; möchten dieselben sich freundlich gestalten für das Leben, für das nähere Kennenlernen der Fachmänner sehr verschiedener Nationalitäten unter einander!

Die Räume sind eingerichtet und geöffnet, welche Sie zur Arbeitstheilung in drei Sektionen in diesem Universitäts-Schlosse aufnehmen werden.

Und hiermit eröffne ich die Sitzung des zweiten Congresses für Alterthumskunde und Geschichte in meiner lieben Vaterstadt Bonn.

Hierauf ergriff der zeitige Rector magnificus, Prof. Dr. H. von Sybel das Wort:

Meine verehrten Herren!

Als zeitiger Rector der Universität Bonn heisse ich Sie in diesen akademischen Räumen willkommen. Es gereicht der Universität zur lebhaftesten Genugthuung, die Stätte ihres eignen Wirkens durch die Thätigkeit einer so glänzenden, so vielfach ausgezeichneten Versammlung geehrt zu sehen.

Die Wissenschaft ist in ihren Aufgaben und Ergebnissen eine einzige für alle Welt. Sie ist die Blüthe der Humanität, ein Gemeingut der Nationen, ein Band des Friedens zwischen den Völkern. Aus dieser Anschauung ist die Gründung unseres internationalen Congresses hervorgegangen. Auf einem wichtigen Gebiete der Erkenntniss, auf dem Gebiete der Geschichte der Völker und ihrer Kultur, soll er ein Abbild der innern Einheit dieser Kultur in seinen Arbeiten darstellen. Er soll an seinem Theile zeigen, wie kräftig die Aufgaben der Humanität durch lebendiges Zusammenwirken der Völker gefördert werden; er soll mit allem Nachdrucke daran erinnern, dass die Ehre der Nationen nicht durch neidische Eifersucht, sondern durch den Wetteifer der Arbeit und der Civilisation gehoben wird.

Unsere Universität ist stets bemüht gewesen, dieser hohen Aufgabe an ihrem Theile zu dienen. Mit Freude sieht sie an dem heutigen Tage eine gleichgesinnte Genossenschaft sich versammeln, hervorgegangen aus den edelsten Kulturvölkern Europa's, beseelt durch ernstes wissenschaftiiches Streben, mit den höchsten Problemen der geschichtlichen Wissenschaft beschäftigt.

Die Universität wird stets mit der Gesinnung der wärmsten Sympathie eine so ehrenvolle Thätigkeit begleiten.

Nach dieser von lautem Beifall begleiteten Anrede erhob sich der Oberbürgermeister der Stadt Bonn, Herr L. Kaufmann zur Begrüssung der Versammlung:

Ein durch den Gebrauch geheiligtes Recht verschafft mir den Vorzug, unter den Ersten zu sein, die Sie, geehrte Anwesende, heute nach Eröffnung der Versammlung begrüssen.

Ich heisse Sie im Namen der Stadt Bonn herzlich willkommen und spreche den aufrichtigsten Dank dafür aus, dass unsere Stadt zuerst in Deutschland dazu auserkoren wurde, in ihren Mauern den internationalen Congress für Alterthumskunde und Geschichte versammelt zu sehen.

Zwar überschleicht mich ein Gefühl der Furcht in dem Gedanken, dass Sie im vorigen Jahre in dem prächtigen alten Antorf, in der grössten und reichsten Handelsstadt des gewerbreichen Belgiens getagt haben, als sei die unserer Stadt erwiesene Ehre nicht ungefährlich und könnte es mir schwer gelingen, Ihnen den Abstand zwischen dem, was Sie hatten, und dem, was Ihnen hier geboten wird, weniger erinnerlich zu machen.

Doch die einmüthige Wahl unserer Stadt ermuthigt mich und lässt mich hoffen, dass Sie gern mit dem zufrieden sein werden, was Ihnen hier bereitwillig und aus gutem Herzen geboten wird.

Sie haben in Bonn, dem Sitze der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität, den geistigen Brennpunkt des schönen Rheinlandes anerkannt.

Natur und Geschichte haben es durch Gaben ausgezeichnet, die der Himmel selbst nicht zurücknehmen kann. Das schönste deutsche Land ist auch das reichste an historischen und mythischen Erinnerungen; in beiden Beziehungen ist hier Deutschlands klassischer Boden.

Und mitten im Herzen dieses rheinischen Landes, wie in einem blühenden Garten liegt unsere Stadt an dem mächtigen Rheinstrome, der im Wettstreite mit dem schnaubenden Rosse der Eisenbahn Sie in kurzer Zeit zu den schönsten Gebäuden der Natur, zu unserm Siebengebirge und zu dem erhabensten Denkmale der Kunst, zum Kölner Dome zu führen bereit ist.

Der Vaterstadt Beethoven's schien es aber auch nicht unangemessen, Ihnen das Werk ihres grössten Sohnes als Gastgeschenk darzureichen.

So mögen denn Kunst und Natur wetteifern, Ihnen die fördernde Frische und Heiterkeit des Geistes bei Ihren Arbeiten zu verschaffen, damit auch die diesjährige Versammlung, wie die vorhergehende, in reichlichem Maasse dazu beitrage, das geistige Band unter den gebildeten Nationen immer fester zu knüpfen und den hohen Werth der Alterthumswissenschaft und Geschichte zu verbreiten und zur verdienten Anerkennung zu bringen.

Mit diesem Wunsche heisse ich Sie nochmals willkommen.

Hr. de Caumont aus Caen, der Gründer der periodischen archäologischen Congresse in Frankreich, nahm demnächst das Wort, begrüsste im Namen der französischen Wissenschaft die Versammlung und gedachte mit Wärme des gemeinsamen Wirkens wie der gegenseitigen Vorzüge der Hauptnationen Europa's, insbesondere der Deutschen und Franzosen, in Bezug auf die Erforschung der Kultur der Vorzeit. Dann überreichte der Redner eine Anzahl seiner Schriften [1]).

Hr. Dr. Ernst Förster überreicht im Namen des Alterthums-

---

1) Wie im Verlaufe dieser Schrift mehrfach erwähnt, haben viele Theilnehmer dem Congresse Druckschriften überreicht. Auf ein Verzeichniss derselben verzichtet der Herausgeber ungern und nur desshalb, weil er befürchten muss, es nicht in zuverlässiger Vollständigkeit herstellen zu können.

vereins zu München ein Begrüssungsschreiben, an welches er herzliche Worte über die Theilnahme Süd-Deutschlands knüpft.

Hr. Prof. Zestermann verliest ein ähnliches Schreiben der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer zu Leipzig.

Hr. Graf Przezdziecki spricht ehrend im Namen der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Warschau.

Hr. Arthur Blomme bringt ein Willkommen des cercle archéologique zu Termonde.

Der I. Generalsekretär Prof. aus'm Weerth knüpfte hieran die Vorlage der von Constantinopel, Florenz, Madrid, Lissabon, Paris und Wien eingelaufenen Begrüssungsschreiben und bemerkte, dass Hr. Prof. Dr. Jacob Schneider in Düsseldorf dem Congresse eine besondere Schrift gewidmet habe [1]). Ferner machte er Mittheilung von den beiden zu überreichenden Festschriften, von denen die eine zur Erinnerung an den Aufenthalt in Bonn über dessen Geschichte und Denkmäler handle und gleich ausgegeben werde [2]), die andre die Berichte über den Congress enthalten und gelegentlich des nächsten Congresses vertheilt werden solle. — Endlich sprach er von den beiden für die Dauer des Congresses veranstalteten Ausstellungen: Die literarische Ausstellung im archäologischen Hörsaale der Universität habe den Zweck, die Bekanntschaft mit einer Anzahl neuer Bücher, besonders grösserer Denkmäler-Publicationen der verschiedenen Länder zu vermitteln und durch Bewilligung ermässigter Preise von Seiten der Verleger deren Anschaffung zu erleichtern; die Kunstausstellung im Capitelsaale und Kreuzgange der Münsterkirche solle nicht nur eine grosse Anzahl bisher fast unbekannter Werke des Alterthums und Mittelalters zum ersten Male zur allgemeinen Betrachtung bringen,

---

1) Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie der Rheinlande. Zweite Folge. Den Theilnehmern des internationalen historisch-archäologischen Congresses zu Bonn gewidmet.

2) Bonn. Beiträge zu seiner Geschichte und seinen Denkmälern von Fr. Ritter, J. Freudenberg, K. Simrock, W. Harless, E. v. Schaumburg, C. Varrentrapp, E. aus'm Weerth, A. Würst. Festschrift überreicht den Mitgliedern des im September 1868 zu Bonn tagenden internationalen Congresses für Alterthumskunde und Geschichte. Bonn, Max Cohen & Sohn. 1868. (Preis 2 Thlr., für die Mitglieder des Congresses und des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande $1^1/_2$ Thlr.)

sondern sie diene vorzüglich zur Erläuterung einzelner der im Programme aufgestellten Fragen und sei hierfür nach dem Princip der vergleichenden Kunstgeschichte angelegt [1]).

Der II. Generalsekretär Hr. Dr. Eugène Dognée wiederholte diese Mittheilungen in französischer Sprache und hob zum Schlusse die Verdienste des ersten Präsidenten in einer glänzenden Exclamation hervor, welche die Versammlung mit einem Hoch auf den Gefeierten begleitete.

Ein Festmahl im Gartensaale des Hôtel Kley vereinigte die Festgenossen zur Mittagszeit. Hr. v. Quast brachte den ersten Trinkspruch auf Se. Majestät den König Wilhelm I. von Preussen aus, den Hr. de Caumont mit einem Toaste auf den Frieden und die Vereinigung der Nationen durch das Band der geistigen Bildung erwiederte. Beide in kurzen, aber trefflich gewählten Worten an die Gefühle der Hörer gerichtete Trinksprüche wurden mit stürmischem Beifall aufgenommen.

Der Nachmittag war der Besichtigung der 1151 geweihten Romanischen Doppelkirche des ehmaligen adeligen Fräuleinstiftes zu Schwarzrheindorf gegenüber Bonn gewidmet. Der Kgl. Baurath Dieckhoff erläuterte die Architectur, der Herr Pfarrer Peiffer die Wandmalereien, deren Aufdeckung in der Oberkirche zu Ehren des Congresses vom Kgl. Ministerium der geistlichen Angelegenheiten veranlasst worden war [2]).

Am zweiten Tage, Dinstag den 15. September, versammelten sich Morgens sämmtliche drei Sektionen in ihren verschiedenen Sitzungssälen [3]). Mittags begab man sich nach Godesberg. Zu dem dortigen

---

1) So gut als es bei einer innerhalb 14 Tagen hergestellten und aufgelösten Kunstausstellung möglich, wurde ein Catalog ihrer hauptsächlichsten Gegenstände vom Herausgeber angefertigt. Derselbe führt den Titel: Verzeichniss der auf der internationalen Congress-Ausstellung zu Bonn befindlichen Kunstwerke und Alterthümer. Bonn. Buchdruckerei von P. Neusser, 1868.

2) Vielfachen Anfragen von Congressbesuchern gegenüber, zögert der Herausgeber nicht, mitzutheilen, dass seine Publikation der Schwarzrheindorfer Wandmalereien am Ende dieses Jahres erscheinen wird. Diejenigen, welche sich mit der Architektur bekannt machen wollen, verweist er auf Simons, Doppelkapelle zu Schwarzrheindorf, 1846.

3) Die genauen Berichte der Sektionssitzungen enthält der zweite Theil dieser Schrift.

Mittagsmahl in der offenen Halle des Hôtel Blinzler waren die Theilnehmer mit ihren Damen erschienen. Der Anblick der herrlichen Landschaft und die lebensfrohe Stimmung der Anwesenden gab Hrn. Dr. Ernst Förster die Anregung zu einer Ansprache, in welcher derselbe im Hinblick auf die durch Natur, Geschichte und Denkmäler so zauberhaft ausgestattete Umgebung das Recht und die Freude der Gegenwart erhob. Hr. Dr. Eugène Dognée knüpfte daran ein Lob der Damen und Hr. Prof. v. Sybel sprach geflügelte Worte der friedlichen Einigung der verschiedenen Nationen. Eine Besichtigung und Erläuterung der Godesberger Burgruine beschloss den Tag.

Der Vormittag des dritten Tages, Mittwoch den 16. September, war bis 2 Uhr ausschliesslich den Sektionssitzungen gewidmet. Nachmittags um 4 Uhr begaben sich die Versammelten mit ihren Damen zu einem Banquet nach den in einer Thalschlucht des Siebengebirges belegenen Ruinen des Cisterzienserklosters Heisterbach. Ein von der Rheinischen Eisenbahn in verbindlichster Zuvorkommenheit zur Verfügung gestellter Extrazug führte bis zum Rheinufer nach Mehlem, von wo nach Ueberschiffung des Stromes, geleitet durch das muntere Spiel des Musikcorps des Königshusarenregiments, theils zu Pferde und Esel, theils zu Wagen der weitere Weg durch das Gebirge zurückgelegt wurde. Das im Freien eingenommene Mahl brachte Hrn. Berghauptmann Noeggerath sofort unter den Zauber der heitersten Stimmung. Anknüpfend an zwei so eben eingegangene telegraphische Begrüssungen der Hrn. Westermann in Bielefeld und Grafen von Ripperda in Madrid Namens der dortigen archäologischen Gesellschaft, gab der Redner als Gruss vergangener Zeit, mit der ihm eigenen muntern Laune eine Schilderung des Heisterbacher Klosterlebens, das er durch einen Aufenthalt in der Abtei als lustiger Knabe vor siebzig Jahren kennen lernte. Nur allgemeine Zustimmung konnte es nach diesem Vortrage finden, als Hr. Geheimrath Pinder dem jugendlichen Greise ein Hoch ausbrachte. Hr. Geheimrath v. Quast forderte zu einem solchen für den I. Generalsekretär und dessen Gemahlin auf, indem er seiner grossen Verdienste um den Congress, speciell seiner wohlüberlegten und gelungenen Vorarbeiten zu demselben gedachte. Prof. aus'm Weerth, durch die lebhafte Zustimmung erfreut, erwiederte: Was seine Kräfte und seinen Willen beflügelt habe und auch heute an erster Stelle hervorgehoben zu werden verdiene, das sei der internationale Gedanke. Das sich Kennenlernen der Völker untereinander lehre dieselben ihre

Vorzüge erkennen, Ergänzungen vornehmen, sich unbefangen gegenseitig würdigen, und dadurch von selbst allen Vorurtheilen und Eifersüchteleien ein Ende machen. Daraus ergebe sich, wenn auch nicht als bewusster Zweck, so doch als unbewusstes Ziel aller internationalen Zusammenkünfte der Friede. In diesem Gedanken rufe er den Vertretern der fremden Nationen als den Boten des Friedens in berechtigter Begeisterung ein Hoch aus. Hr. Dunant antwortete im Namen der Fremden mit einem Hoch auf Preussen und dessen König. Nachdem Hr. Prof. Zestermann noch Hrn. v. Sybel, Kreisbaumeister Neumann die Damen des Congresses, und zwar wie sie sich nach den Sektionen in Pfahlbäuerinen, Heidinen und Christinen theilten, erhoben hatte, und inzwischen die Dunkelheit eingebrochen war, überraschte plötzlich eine von wahrhaft magischer Wirkung begleitete Beleuchtung der Ruine die Gesellschaft. Auf dem Hintergrunde des im Abenddunkel ruhenden bewaldeten Gebirges, erschien die so malerisch durchbrochene Apsis mit ihrem Capellkranz in zauberhafter Helle, ohne dass man die diese bewirkenden Flammen selbst erblickte. In grünem und rothem Lichte und endlich von einem Feuerregen übergossen, wechselte der Anblick der Architektur. Lange noch war des Verweilens in den durch bunte Ballons beleuchteten Bosquets seitlich des Kirchplatzes, bis man nach 8 Uhr den Heimweg durch das Gebirge im Fackelzuge, die Musik an der Spitze, antrat. Durch den in Mehlem harrenden Extrazug schnell in Bonn angelangt, liessen sich's die Fackelträger nicht nehmen, mit schmetternden Fanfaren zum Markte und um dessen Pyramide zu ziehen, wo nach Absingung des Gaudeamus Graf Przezdziecki ein Hoch der gastlichen Stadt Bonn ausbrachte, dem das Lied „Bonna soll leben" folgte. Vollen Lobes über das seltene poetische Fest trennten sich die Genossen.

II. Generalversammlung.

Die zweite Generalversammlung fand Donnerstag den 17. September 10 Uhr in der Universitäts-Aula statt. Nach Eröffnung derselben durch den ersten Präsidenten Hrn. Berghauptmann Noeggerath übernahm auf dessen Wunsch der zweite Präsident Hr. Geheimerath von Quast den Vorsitz.

Hr. Dr. Julius Lessing aus Berlin hielt einen längeren Vortrag über die Hebung der Gewerbe durch Unterricht und das zu diesem Zwecke in Berlin von Ihrer Kgl. Hoheit der Kronprinzessin von Preussen

hervorgerufene Gewerbe-Museum. Redner schilderte dessen Tendenz zur Ausfüllung der bestehenden Kluft zwischen Kunst und Handwerk, seinen Ursprung aus dem Berliner Handwerkerverein, die bisherigen Versuche zur Beschaffung der nöthigen Gegenstände für die Sammlung, besonders aus Süd-Deutschland, und empfahl die neue Anstalt dem Wohlwollen Aller, denen an der Kunstentwicklung der Gegenwart gelegen sei.

Der vorsitzende zweite Präsident Hr. Geheimerath v. Quast unterliess nicht auch seinerseits das Berliner Gewerbe-Museum der allgemeinen Theilnahme zu empfehlen.

Hr. Oberstudienrath Dr. Hassler legte als Vorsitzender der III. Sektion die von dieser gefasste Resolution, betreffend die Restaurirung alter Denkmale, zur Annahme vor. Dieselbe lautet:

Der internationale Congress beschliesst:

> Sämmtliche Mitglieder des Congresses verpflichten sich, die gewissenhafte Erhaltung aller Denkmäler des Alterthums in den von ihnen vertretenen Ländern auf jede mögliche Weise zu fördern. Zu diesem Zweck werden sie nach Maassgabe der Verhältnisse die geeigneten Wege einschlagen, indem sie sich bald an die weltlichen oder geistlichen Behörden, bald an einflussreiche Privatpersonen oder Corporationen wenden, vor Allem aber auf jede Weise lebhaftes Interesse für das Alterthum und die Kenntniss desselben in weitesten Kreisen zu verbreiten suchen. Die Schulen und die Presse werden hier zunächst ins Auge zu fassen sein, um den Sinn für die Erhaltung der alten Kunstdenkmale zum Gemeingut der Nationen zu machen.

Hr. Dr. Eugène Dognée bringt diesen Antrag auch in französischer Sprache zur Kenntniss der Versammlung.

Hr. de Noue bemerkt, dass schon auf dem ersten internationalen Congress in Antwerpen diese Frage behandelt worden sei und man dort einen ähnlichen, aber weiter gehenden Beschluss gefasst habe, dem entsprechend er zu der vorgeschlagenen Proposition das Amendement stelle:

> Weder Autoritäten noch Privatpersonen sollen ohne vorheriges Befragen der archäologischen Lokal-Vereine Restaurationen vornehmen.

Hr. Geheimerath v. Quast glaubt, dass dieses Amendement Schwierigkeiten hervorrufe; er möchte nur das äusserst Mögliche und Erreichbare in den Beschluss aufgenommen wissen und befürwortet darum die von der III. Sektion vorgeschlagene Fassung.

Hr. Dr. Ernst Förster erklärt sich ebenfalls hiermit einverstanden. Er warnt davor, dem berechtigten Gefühl des Jahrhunderts gegenüber nicht zu weit zu gehen und wünscht eine Fassung vermieden,

welche, wie das de Noue'sche Amendement, leicht verletzend für die Gegenwart erscheinen könne.

Hr. Oberstudienrath Dr. Hassler stimmt dem völlig bei, indem er meint, dass Hr. de Noue sein Amendement bei den eingehenden Debatten der Sektionssitzung hätte einbringen sollen, wo selbiges gewiss eine entsprechende Berücksichtigung gefunden haben würde.

Nachdem Hr. Dr. Eugène Dognée bemerkt, dass es sich seiner Zeit in Antwerpen um detaillirte praktische Rathschläge gehandelt habe, hier aber nur ein allgemeines Princip proclamirt werden solle, das Aussicht auf Verwirklichung biete, zieht Hr. de Noue sein Amendement zurück.

Die darauf folgende Abstimmung über den Antrag ergibt die einstimmige Annahme desselben.

Hr. Dr. Eugène Dognée: Es ist mir der ehrenvolle Auftrag zu Theil geworden, im Namen der Société française d'Archéologie pour la conservation et la description des monuments historiques zu den Versammelten zu sprechen. Diese von Hrn. de Caumont hervorgerufene Gesellschaft einer lebensvollen Initiative in allen Interessen der Conservation, Restauration und Erklärung der französischen Denkmäler, welche durch alle Provinzen Frankreichs die archäologischen Interessen lebendig erhält, hat auch die internationalen Congresse als Fortsetzung der von Hrn. de Caumont geleiteten periodischen französischen Congresse ins Leben gerufen, und betrachtet desshalb voller Freude deren Erfolge. Laut einstimmigem Beschlusse hat die französische Gesellschaft dieser Freude durch Verleihung silberner Ehren-Medaillen an den Präsidenten und I. Sekretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Hrn. Berghauptmann Noeggerath und Prof. aus'm Weerth und Ernennung derselben zu Mitgliedern Ausdruck geben wollen. Sie hat mich beauftragt, durch die Ernennungsdiplome und Medaillen den beiden um das Zustandekommen des Bonner Congresses und um die grosse literarische Bedeutung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande verdienten Männern die gebührende internationale Anerkennung auszusprechen.

Der vorsitzende Präsident Hr. Geheimerath v. Quast freut sich in Folge dieses Aktes Gelegenheit zu finden, die hohen Verdienste des Hrn. de Caumont um die Alterthumskunde zu ehren. Hr. de Caumont sei nicht allein der Begründer der Organisation der archäologischen Interessen Frankreichs, sondern es gebühre ihm auch durch deren Beispiel und Anregung wie durch seine unermüdliche literarische Thätigkeit der Ruhm,

für Europa gewirkt zu haben. Redner forderte desshalb die Versammlung auf, Hrn. de Caumont's Verdienste durch Aufstehen von den Sitzen zu ehren. Die Versammelten, welche den beiden letzten Reden lauten Beifall zollten, erhoben sich und brachten den Betreffenden ihre Glückwünsche dar. Nach geschäftlichen Mittheilungen des Vicepräsidenten des historischen Vereins für den Niederrhein in Cöln, Hrn. Appellationsgerichtsrathes v. Hagens über den am folgenden Tage stattfindenden Ausflug nach Cöln, des I. Generalsekretärs über eingegangene Zuschriften, literarische Werke und über das nachfolgende, zu Ehren des Congresses verfasste Gedicht des Hrn. Weinholz schliesst die Sitzung.

Genossenschaft, sie ist der Zauberstab,
Der frischen Quell aus starrem Felsen zeuget,
Der neues Leben weckt aus dunklem Grab,
Vor dem der Elemente Trotz sich beuget.
Sie ist die zarte und geschickte Hand,
Die weite Wunden heilet ohn' Ermüden;
Sie webt mit Fleiss der Eintracht golden Band
Um Völker, die ein blinder Wahn geschieden.

Genossenschaft in Leben, Forschen, Kunst,
Sie ist der wahren Erdenweisheit Quelle:
Sie facht im Herzen rechte Liebesbrunst,
Und zeuget in den Köpfen milde Helle.
Sie schaffet auf der Welt für Jeden Raum;
Sie hilft das Elend siegreich überwinden;
Verwirklichet des Menschenfreundes Traum,
Und macht die Klüfte der Gesellschaft schwinden.

Ihr danket Bonn jetzt manchen wackern Gast.
Was Ihr daheim geschürfet an Erkenntniss,
Ihr bringt es uns in edle Form gefasst,
Und tauscht es ans in schönem Einverständniss.
O möge, was Ihr geistig hier gestreut,
Für Wissen, wie für's Leben, Früchte tragen!
Je öfter solch ein Tagen sich erneut,
Je früher wird es aller Orten tagen!

Der übrige Theil des Tages war bis zum späten Abend den Sektionssitzungen gewidmet.

Am fünften Tage, Freitag den 18. September, begaben sich die Congressmitglieder auf einem wiederum von der Rheinischen Eisenbahngesellschaft dargebotenen Extrazuge Morgens 8 Uhr nach Cöln zur Besichtigung der dortigen Merkwürdigkeiten. Auf dem Centralbahnhofe vom Vorstande des historischen Vereins für den Niederrhein

empfangen und zum Rathhause geleitet, bewillkommte der Oberbürgermeister Hr. Bachem in dem prächtig restaurirten Hansasaale in einer längeren Rede die Erschienenen. Der zweite Congresspräsident, Hr. Geheimerath v. Quast gab in Erwiederung derselben den gehobenen Empfindungen Ausdruck, welche die Congressmitglieder bei Betretung des an Denkmälern einer grossen Vergangenheit so reichen Bodens der Stadt Cöln beseelten.

Hr. Stadtarchivar Dr. Ennen erfreute die Anwesenden darauf mit einem Ueberblick über die Baugeschichte des Rathhauses unter Herumführung in dessen hauptsächlichsten Räumen. Den alsdann in Augenschein genommenen grossen Saal des Kaufhauses Gürzenich erläuterte gleichfalls Hr. Ennen durch historische Bemerkungen. Beim weiteren Besuche der Kirchen Gross-Martin, St. Maria im Capitol, St. Peter und St. Caecilia übernahmen die Hrn. v. Quast, v. Hagens und die betreffenden Hrn. Pfarrer die Führung, wobei der gemeinsame Charakter der Kirche von Gross-Martin mit denen von Schwarzrheindorf, St. Maria im Capitol und St. Aposteln zu Cöln in Bezug auf die centralisirende Anlage der Ostpartie, wie die durch Hrn. Essenwein vollführte Restauration des Innern von St. Maria im Capitol zu vielseitigen Bemerkungen Anlass gaben. Ein um 11 Uhr im Gertrudenhof eingenommenes Frühstück unterbrach den Rundgang durch die Stadt um eine Stunde. Im Vorbeigehen St. Aposteln besichtigend, begab sich die Versammlung hierauf zur eingehenderen Betrachtung des nach seinem Gründungsdatum und seinen Bauspuren ältesten Cölner Kirchengebäudes von St. Gereon. Hr. v. Quast gab unter Hinweisung auf die einzelnen Bautheile einen vollständig klaren und einleuchtenden Abriss der Baugeschichte [1]), welchem Prof. aus'm Weerth eine Erklärung des in der Crypta befindlichen mitteralterlichen Mosaikbodens mit Darstellung aus der Geschichte Davids anschloss. Derselbe, bisher in hunderten von Stücken umherliegend, wurde kurz vor dem Zusammentritt des Congresses auf Anregung des Vortragenden von Hrn. Maler Avenarius in Cöln mit grosser Umsicht restaurirt und fand die aufmerksamste Betrachtung.

---

1) Unsere auswärtigen Freunde, welche sich über die Cölner Kirchengebäude unterrichten wollen, machen wir auf des Hrn. v. Quast Abhandlungen: „Beiträge zur chronologischen Bestimmung der ältern Gebäude Cölns" im X. und XIII. Jahrbuch des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande ganz besonders aufmerksam.

Ob er noch dem 11. oder schon dem 12. Jahrhundert angehöre, blieb unentschieden [1]). In der Kirche St. Ursula führte der Hr. Pfarrer die Besucher in die Schatzkammer und zu den Reliquien der Elftausend Jungfrauen, während Hr. Prof. Floss die Clematianische Inschrift daselbst erläuterte. Zuletzt kam man zum gewaltigsten Bauwerke Cölns, zum Dome, in welchem die Hrn. Dombaumeister Voigtel und Dr. Ennen die Führer abgaben. Von 3—4 Uhr ward das Museum Wallraf-Richartz besucht und dann zu Schiff die Fahrt nach den Gartenanlagen Flora angetreten, wo ein gemeinschaftliches Mittagessen im Pflanzenhause und die nach eintretender Dunkelheit überraschende Illumination des Gartens, verbunden mit einem Gartenconcerte die Festgenossen bis nach 8 Uhr in heiterster Stimmung zusammenhielt. Um ½10 Uhr Abends traf der Extrazug mit den Gästen wieder in Bonn ein.

Der sechste Tag, Samstag der 19. September, war Vormittags den Sektionssitzungen gewidmet. Nachmittags folgten viele Theilnehmer einer Einladung des I. Generalsekretärs nach dessen Landhaus in Kessenich und Abends fand das von der Stadt Bonn im festlich erleuchteten Theater zu Ehren des Congresses veranstaltete Beethoven-Concert statt. Um in den Werken ihres grossen Sohnes das Beste, was sie ihr eigen nennen darf, zu geben, hatte die Stadt das Concertprogramm lediglich aus Compositionen Ludwig van Beethoven's zusammengesetzt. Und in der That dieser Umstand blieb bei den ausführenden Musikern und bei den Zuhörern nicht unwirksam; denn sowohl die Ouvertüre zum Egmont, wie die C-moll Symphonie, war man einstimmig der Meinung, nie in solch begeisterter Frische gehört zu haben. Freilich tüchtige Musiker der benachbarten Städte unterstützten das einheimische Orchester und die sichere Leitung des aus Achen zu diesem Zwecke herüber gekommenen Hrn. Concertmeisters Fritz Wenigmann beförderte nicht wenig das Gelingen. Hr. Concertmeister Strauss aus London trug das grosse Violin-Concert mit Orchesterbegleitung in einer Weise vor, die wiederholten Beifall hervorrief. Ebenso belohnten die Hörer Fräulein Radecke für den Gesang der Scene und Arie: »Ah Perfido« und die reizenden Lieder Clärchens aus dem Egmont mit stürmischem Beifall und mit Blumenspenden. Nach dem Concerte

---

1) Die Publikation dieses Mosaikfussbodens werden die Mitglieder des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande am 9. Dezember d. J. als Festgabe zum Geburtstage Winckelmann's erhalten.

folgte eine Anzahl der Gäste Einladungen bei dem Hrn. ersten Präsidenten, dem Oberbürgermeister von Bonn u. A.

Am siebenten Tage, Sonntag den 20. September, begab sich, vom schönsten Wetter begünstigt, ein Theil der Congressmitglieder zum Siebengebirge; andere machten den Rhein hinauf einen Ausflug nach Andernach und Kloster Laach. Der I. Generalsekretär, welcher die letztere Excursion leitete, gab an beiden Orten die kunsthistorische Erläuterung der herrlichen romanischen Bauwerke. Nach einer Besichtigung auch des Klosters zu Laach vereinigte ein überaus heiteres Mahl die Gäste, bei welchem Graf Przezdziecki und Hr. Lucas in anerkennendster Weise dem I. Generalsekretär Gesundheiten ausbrachten. Derselbe dankte mit dem Hinweise, dass die über alle Gebühr ertheilten Lobsprüche auf den Eindruck zurückzuführen seien, den das durch landschaftliche Schönheit, Kunstdenkmale und Geschichte so unvergleichliche Rheinland auch heute wieder hervorbringe; diesem, der Perle Deutschlands, gebühre daher vor Allem ein Hoch, was mit Jubel aufgenommen wurde. Hr. Prof. Jacobi schilderte in launiger Rede die Wunder des See's von Laach, dessen klare und tiefe Wasser bis zur Rückfahrt die Wandernden fesselten.

III. Generalversammlung.

Am achten Tage, Montag den 21. September, wurde Morgens 10 Uhr in der Aula der Universität der Congress durch eine letzte Gesammtsitzung geschlossen. Der erste Präsident eröffnete dieselbe mit einigen geschäftlichen Mittheilungen. Dann sprach er im eigenen wie des I. Generalsekretärs Namen Hrn. de Caumont als Präsident der Société française d'Archéologie Dank aus für die ihnen von letzterer verliehenen Ehren-Medaillen. Diese Auszeichnung sei gewiss nicht lediglich als eine persönliche, sondern auch als eine internationale Anerkennung der rheinländischen Gesellschaft aufzufassen. Als Präsident des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande verkünde er desshalb hiermit die Ernennung des Hrn. de Caumont, des Organisators der archäologischen Interessen Frankreichs, zum Ehrenmitgliede.

Nachdem Hr. de Caumont in bewegten Worten für die ihm erwiesene Ehre gedankt hatte, leitete der erste Präsident die Verhandlung zu der Frage über den Zeitpunkt und den Ort der nächsten Versammlung.

Hr. Hüber-Saladin wünscht Basel zum Sitze der nächstjähri-

gen Versammlung gewählt zu sehen und erklärt, die Schweiz werde sich freuen, auf ihrem neutralen Boden den Congress zu empfangen.

Hr. Geheimerath v. Reumont empfiehlt Kopenhagen, sowohl weil die abermalige Wahl einer Rheinstadt misslich erscheinen müsse, als auch weil Kopenhagen wegen seiner Museen, gelehrten Gesellschaften und der dort auf Erforschung des nordischen Alterthums und der Urzeit gerichteten Studien einen sehr passenden Vereinigungsort abgebe. Auch aus politischen Gründen glaube er die Wahl Kopenhagen's nahe legen zu müssen, indem ein allda abgehaltener internationaler Congress zweifelsohne zu einer Versöhnung des deutschen Geistes mit dem dänischen beitragen werde.

Der II. Generalsekretär erklärt, dass auch kürzlich eine Einladung des Hrn. Worsaae aus Kopenhagen an den Congress zu Händen des leider abwesenden Hrn. zweiten Präsidenten eingelaufen sei.

Hr. Demarsy schlägt England für die nächste Versammlung vor.

Der I. Generalsekretär fordert auf, in folgender Fragestellung zur Abstimmung zu schreiten:

Der nächste Congress soll

1) im folgenden Jahre stattfinden;

2) nicht in Frankreich abgehalten werden;

3) sich in der Schweiz und zwar in Basel versammeln.

Es wurde in zustimmendem Sinne beschlossen und Basel als Sitz des im Jahre 1869 zu berufenden dritten Congresses gewählt.

Hr. Lucas erhebt nachträglich Einsprache gegen die Wahl Basel's, weil er nicht wünsche, dass abermals die deutsche Sprache die officielle Congresssprache bilde.

Der erste Präsident veranlasst die Versammlung desshalb, sich ungeachtet der geschehenen Abstimmung nochmals darüber durch Stimmenabgabe auszusprechen, ob Basel bleiben, oder Genf als französisch sprechende Stadt vorgezogen werden solle.

Basel wird darauf zum zweitenmale als Sitz des nächsten Congresses angenommen.

Ueber die Frage, ob dieser Beschluss dem Baseler Hohen Rathe, dem Senat der Universität oder der dortigen archäologischen Gesellschaft behufs Einleitung der Vorarbeiten zu notificiren sei, erhebt sich eine Diskussion zwischen den Hrn. Ernst Förster, aus'm Weerth und Hauptmann Würst, worauf die Versammlung auf Antrag des Hrn. aus'm Weerth beschliesst, den Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande mit der Besorgung der noch zu erledi-

genden Geschäfte und der Notificirung des Congressbeschlusses nach Basel zu betrauen, um so mehr, als sich in Basel eine mit dem Bonner Vereine in Verbindung stehende archäologische Gesellschaft befinde.

Der II. Generalsekretär und Hr. Prof. Wagner aus Gent sprechen nun über den Druck der Verhandlungen des vorigjährigen Antwerpener internationalen Congresses und stellen die baldige Publikation derselben in sichere Aussicht [1]).

Nach diesen geschäftlichen Verhandlungen erhält Hr. Lucas das Wort, um über die in der 3. Sitzung der christlichen Sektion bereits behandelte 7. Frage (»Welches sind die besten Mittel zur Erweckung des ästhetischen Gefühls im Volke?«) von Neuem zu sprechen. Er legt der Versammlung vier Propositionen zur Berathung vor, dahin lautend:

1) Le Congrès international de Bonn émet le voeu, que le dessin soit enseigné en même temps que l'écriture dans les écoles primaires.
2) Que des traités élémentaires, petits catéchismes enrichis de dessins, soient rédigés sous les auspices des sociétés savantes, et répandus à profusion par elles dans les écoles de tout dégré.
3) Que les membres du Congrès de retour dans leurs villes y favorisent le développement de Conférences artistiques et archéologiques, faites sur place, et particulièrement destinées aux travailleurs adultes.
4) Que les Expositions d'art permanentes ou non, reçoivent une direction plus esthétique.

Hr. Dr. Kraus bemerkt, es liege im Interesse der Versammlung, nicht ohne Noth die festgestellte Tagesordnung überschreiten zu lassen; fast alle in diesen Propositionen erwähnten Gegenstände seien bereits in den Sitzungen der christlichen Sektion verhandelt worden. Eine abermalige Aufnahme dieser Verhandlungen sei nicht angezeigt und unthunlich.

Der vorsitzende erste Präsident bedauerte, dem Antragsteller erwiedern zu müssen, dass der Charakter der Schlusssitzung es nicht gestatte, nochmals in eine Diskussion über so weitgreifende Fragen einzutreten, indessen die Wichtigkeit des Gegenstandes keineswegs verkannt werden könne und es desshalb wohl am besten sei, den

---

1) Sie sind inzwischen erschienen; vgl. S. V, Anm. 1.

nächsten Baseler Congress zeitig mit der Behandlung der Resolution zu betrauen.

Hr. Lucas erklärte sich hiermit einverstanden und zog seinen Antrag zurück.

Hr. Henry Dunant, der Begründer der internationalen Vereinigung zu Gunsten der im Felde Verwundeten, begrüsst als Delegirter der Société de Numismatique et d'Archéologie und der Société d'Ethnographie zu Paris die Versammlung. Derselbe unterhält dann, zufolge eines ihm besonders hierzu ertheilten Auftrages die Zuhörer über eine in Paris projektirte internationale Zusammenstellung und Herausgabe aller Meisterwerke des menschlichen Geistes von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, also eine Universalbibliothek. Doch hören wir des Redners eigenes Referat:

Il s'agit d'une exposition des chefs-d'oeuvre de l'esprit humain de tous les temps et de tous les pays, d'une collection des ouvrages qui, durant la succession des siècles, et depuis les temps primitifs, ont exercé une influence réelle, à une époque donnée, au milieu du peuple où ils ont paru. C'est la réunion des travaux intellectuels les plus remarquables de tous les peuples, anciens et modernes, classés suivant l'ordre chronologique; c'est la reproduction des oeuvres scientifiques, littéraires, historiques, philosophiques, artistiques, qui, du commun accord des nations civilisées, ont été jugés dignes de représenter la marche de la pensée, sous ses diverses formes, depuis l'antiquité la plus reculée jusqu'à nos jours.

Dans ce Museum des nations, chaque peuple y puisera ses titres de gloire, apprendra à mieux connaître et à mieux apprécier les autres. Reproduction simple et fidèle du pélérinage de la pensée, sous toutes ses formes, à travers les siècles et parmi tous les peuples, cette Bibliothèque universelle par excellence n'admettra, ni directement ni indirectement, aucune opinion personnelle à ses rédacteurs, et ce qu'il y aura de nouveau ne pourra s'écarter de la Constatation des faits historiques. La critique rétrospective et la critique contemporaine sont réservées à un journal de critique générale, fondé en même temps que la Bibliothèque et dans le même format, qui sera ouvert aux savants de tous les pays. A l'édition française, viendront se joindre, postérieurement, des éditions dans les langues les plus répandues.

Cette vaste entreprise, qui ne peut manquer d'être encouragée par tous ceux qui s'intéressent au développement de la civilisation, aurait enfin pour but principal de ressérer les liens moraux et intellectuels qui tendent à s'établir de plus en plus, dans un intérêt commun, entre tous les peuples du globe. Mettre ainsi en évidence le travail de chaque peuple dans l'oeuvre commune de la civilisation c'est détruire beaucoup de préventions, c'est multiplier les liens de sympathie entre les nations, c'est rendre, avec le temps, moins difficile et plus durable le règne de la justice et de la paix parmi les hommes.

Pour une oeuvre aussi considérable, aussi étendue, les fondateurs ont senti le besoin de s'entourer des lumières et de l'autorité d'illustrations européennes dans les différentes branches du savoir. Le Comité supérieur français est composé des membres les plus éminents des cinq Académies de l'Institut de France. Des Comités nationaux consultatifs sont déjà créés, ou sont en voie de formation, dans les divers pays de l'Europe: ils seront consultés sur le choix des chefs-d'oeuvre destinés à représenter les travaux de la pensée dans leurs pays respectifs.

D'augustes patronages ont déjà été accordés à l'oeuvre, et un Comité d'honneur, formé de sommités sociales de tous les pays, est destiné à relier l'oeuvre dans un vaste réseau de sympathies internationales. Le Gouvernement français s'est empressé de reconnaître la haute importance de la Bibliothèque internationale, et il l'a officiellement approuvée. Les autres Gouvernements, dont plusieurs ont déjà imité la France par le patronage que leurs Souverains ont daigné accorder, ne refuseront pas leur adhésion à une oeuvre d'utilité publique qui embrasse le monde entier. Il s'agit de leurs gloires nationales les plus pures, celles de l'intelligence, de leurs intérêts les mieux entendus, la moralité et le bien-être du peuple par l'instruction: noble but auquel tendent, de nos jours, tous les efforts des esprits généreux.

Cette oeuvre d'instruction internationale se rattache d'une manière directe et générale au Congrès d'Histoire et d'Archéologie, car elle n'a d'autre but que l'histoire de la pensée par la coordination logique des chefs-d'oeuvre de l'esprit humain. Elle se rattache ensuite d'une manière indirecte et particulière à la question No. 7, de la 3[e] section, en ajoutant aux expositions artistiques une exposition permanente, et à domicile, des oeuvres d'art, par des albums d'architecture, de sculpture, de peinture et de musique.

La Direction a pensée qu'l serait agréable aux membres du Congrès d'être informés dela création de cette utile et grande oeuvre, dans laquelle il importe que la savante Allemagne, si riche en chefs-d'oeuvres littéraires, soit dignement représentée.

Der vorsitzende erste Präsident dankt im Namen der Versammlung Hrn. Dunant für seine Mittheilungen.

Der I. Generalsekretär ergriff hierauf das Wort und führte aus, dass wohl Jeder der Anwesenden, Vorstand wie Mitglieder, von Dankgefühl nach irgend einer Richtung erfüllt sei. Wenn es nun auch unthunlich erscheine, dieses Dankgefühl nach allen Seiten zu präcisiren, schon der Gefahr wegen, durch unabsichtliches Uebergehen auch nur eines Punktes undankbar zu erscheinen, und er desshalb flüchtig hinwegeile über die Zuschriften von Deputirten, literarische Geschenke und Dedicationen, die Gastlichkeit der Stadt Bonn und die Unterstützungen des Staates, so halte er es doch im Namen des Vorstandes für Pflicht, insbesondere der

Rheinischen Eisenbahn zu gedenken, welche ausser der allgemeinen Preisermässigung, durch die unentgeltliche Stellung von vier Extrazügen und das Erbieten weiterer, so fern sie gewünscht würden, beweise, dass sie nicht nur ein Erwerbs-Institut sei, sondern, bewusst der grossen socialen Ideen, auf denen die Entwicklung unserer Zeit beruhe, sich zur Förderin und Dienerin der geistigen Faktoren derselben erkläre. Die Versammlung bezeugte durch Erheben von den Sitzen ihre Zustimmung zu dem ausgesprochenen Danke. Der Redner fuhr dann fort, dass er sich gedrungen fühle, noch ein letztes Wort an die Anwesenden zu richten. In wenigen Augenblicken sei die plötzlich zusammengekommene Versammlung plötzlich verrauscht und so hoch man auch ihre Nachwirkung anschlagen möge, keinesfalls könne sie doch das hinreichend wirkende Agens des die Zukunft beherrschenden internationalen Gedankens sein. Sollte desshalb der auf den internationalen Congressen angebahnte Austausch des Wissens, der Anschauungen und Ideen der verschiedenen Völker ein stetiger, dauernder und tieferer werden, so müsse vor Allem für einen vollständigen Austausch der literarischen Arbeiten Sorge getragen werden. Aus diesem Grunde schlage er vor, es möchten sich die verschiedenen Nationen durch einzelne ihrer gelehrten Vertreter und Gesellschaften verpflichten, sich gegenseitig halbjährig eine kritische Uebersicht ihrer Arbeiten zum Abdruck einzureichen. Zum guten Beispiel erkläre sich der Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande nicht allein bereit, diese Uebersichten der fremden Nationen zweimal im Jahre zu publiciren, sondern auch die Uebersicht der deutschen Literatur den fremden Nationen zu liefern. Auf dieser Bahn werde die fortschreitende Kenntniss der Geistesarbeiten der verschiedenen Völker zu einer gegenseitigen Würdigung führen, welche am ehesten die Macht in sich trage, das höchste internationale Ziel, den brüderlichen Frieden zu verbürgen.

Hr. de Caumont begleitete diesen mit Beifall aufgenommenen Gedanken durch die Bemerkung, dass er Aehnliches in seinem Bulletin monumental seit lange erstrebe. Ausserdem habe man in Antwerpen schon die Bearbeitung eines Annuaire archéologique international beschlossen.

Der II. Generalsekretär erwiederte, dass er als Redacteur dieses beabsichtigten Blattes wegen mangelnder Unterstützung bisher nicht in der Lage gewesen sei, dasselbe erscheinen zu lassen. Nachdem derselbe dann die Anwesenden aufgefordert, ihre Photographien zur Herstellung eines Congressalbums zurückzulassen, fuhr er fort: Als

im verflossenen Jahre beim Schluss des Congresses in Antwerpen er die Ehre gehabt, die Stadt Bonn als nächsten Versammlungsort des internationalen archäologischen Congresses für 1868 vorzuschlagen, sei er im Stande gewesen, seinen versammelten Collegen eine herzliche Aufnahme und eine würdige Mitwirkung an den wissenschaftlichen Arbeiten zu versprechen. Und in der That sicherten Bonn's ausgezeichnete topographische Lage, der Sitz einer Gesellschaft, deren Arbeiten ganz Europa anerkennt, der Sammelpunkt ausgezeichneter Männer, die den Ruhm einer für den Fortschritt der Wissenschaft so verdienten Universität begründeten, das dem deutschen Charakter eigenthümliche Wohlwollen dem Congresse einen sympathischen Empfang. Bonn und seine Umgebungen, Baudenkmäler aus allen Zeiten, wie sie den Fortgang der Civilisation darthuen, der edle Rhein mit seinen Burgen, die Erinnerungen an Geschichte und Sage wecken, sein reicher Kranz von Rebenhügeln, alles dies habe zugleich dem Geiste und dem Herzen herrlichen Genuss versprochen. Und nun schätze er sich glücklich, der gastlichen Stadt Bonn seinen Dank auszusprechen, die nicht geruht, den Mitgliedern des Congresses täglich neue Genüsse zu bieten, ihren Geist zu beleben und so für immer ihre Herzen an sie zu fesseln. Den Verhandlungen, bei welchen so manche bedeutende Männer dieses Landes mitwirkten, folgten ohne Unterbrechung prächtige Feste, bei denen bald der Anblick der schönen Natur die Seele mit frischen und lieblichen Bildern füllte, bald der Genius des unsterblichen Meisters, dem Bonn stolz ist das Licht der Tage gegeben zu haben, sie in die ätherischen Regionen des Erhabenen versetzte. Die aufrichtige Herzlichkeit, mit der wir empfangen worden, hat in unserer Seele, wie die Accorde des Meisters der Harmonie den tiefsten Eindruck hervorgerufen, den Worte nicht wiedergeben und für den wir nur unsern schwachen Dank denjenigen aussprechen können, welchen wir diese Freuden verdanken, deren Erinnerung nie in unsern Herzen erlöschen wird.

Hierauf schloss der zweite Präsident mit wiederholtem Ausdruck des Dankes und mit Abschiedsgruss die Sitzung.

Ein letztes heiteres Mahl versammelte nochmals die Gäste in den Sälen des Eisenbahn-Stationsgebäudes zu Rolandseck, bei welchem ernste und heitere Toaste der Hrn. Dr. Ernst Förster, Graf Przezdziecki, Oberst Hüber-Saladin, Oberpfarrer Neu, Berghauptmann Noeggerath u. A. abwechselten. Von jenem des Hrn. Hüber-Saladin liegt der Wortlaut vor:

Meine Herren, werthe und gelehrte Collegen!

Nahe dem schönen Fels Rolandseck, in diesem lieblichen Thale des rheinischen Landes vereinigen Sie sich mit mir zu einem Hoch auf den Rhein, das Sinnbild der friedlichen, allgemeinen Civilisation. Ein Hoch diesem herrlichen Strome, der gleich einer mächtig pulsirenden Ader geistigen Lebens dahin fliesst, ein internationales Band zwischen den Nationen Europa's an seinen Ufern Bonn, der leuchtende Herd deutscher Gelehrsamkeit.

Man hat Ihnen für die im nächsten Jahre stattfindende Versammlung dieses Congresses Basel vorgeschlagen. Auch diese Stadt ist eine rheinische, wie denn dieser herrliche Strom auch einen Theil der östlichen Schweiz durchfliesst. Von den Höhen unserer Alpen steigt dieser grosse Fluss hernieder in ihre reichen, fruchtbaren Ebenen! Unsere Alpen sind die Wiege des Riesen. Wenn die sanften, majestätischen Wogen Ihres schönen Rheinstroms den Fuss so mancher stolzen Burgruine benetzen und immer auf's Neue wieder deren alte Sagen und Legenden wecken; wenn reiche Städte, berühmte Denkmäler, Paläste ohne Zahl und herrliche Dome den Ruhm dieser Ufer bilden: so haben auch wir unsern Antheil an seiner Grösse. Seine Wiege steht in der reinen und freien Luft unserer Berge. Aus unerreichbaren Regionen, welche nie eines Menschen Fuss betreten, inmitten der Wunder der Schöpfung, erscheint er mit seinen ungestümen Wogen, ein Sprössling des jungfräulichen Busens der ewigen Gletscher, die gleich Himmelsstufen in die Wolken ragen.

Befände ich mich hier in einer Versammlung von Diplomaten, grosse Reiche vertretend, oder in einer Zusammenkunft von Generalen, welche mächtige Armeen repräsentiren, so würde ich ein bescheidenes Stillschweigen bewahren; ich würde für mein kleines Land des Vorrechtes glücklicher Völker geniessen: des Vorrechtes sich vergessen zu machen. Aber, meine Herren, wenn die permanente Neutralität, dieses glückliche Privilegium, welches die Schweiz mit Belgien theilt, wenn diese durch die europäische Staatenordnung geschaffene Neutralität, welche wir Schweizer heutzutage energisch aufrecht zu erhalten in der Lage sind, ihren Theil hat an der Wahl der Stadt Basel zu Ihrem nächsten Versammlungsorte, so erlauben Sie mir, auch die weiteren Anrechte meines Landes auf eine solche Auszeichnung zu betonen.

Nicht auf der Karte, wo Berge, Thäler, Festungen und Flüsse die Ländergrenze bezeichnen, sondern auf dem Gebiete des Geistes, wo Wissenschaft, Literatur und Kunst und der wahre civilisatorische Fortschritt den freien Horizont unbegrenzt lassen: auf diesem Gebiet mag mancher kleine Schweizer Kanton ein gleiches Anrecht erheben, vermöge der grossen Gelehrten, welche aus ihm hervorgegangen, wie dieses oder jenes mächtige Reich — jüngeren Alters allerdings — welches seine Gebiete von nördlichen Breiten bis zu südlichen Meeren erstreckt.

Ich darf mich ja hier ohne eine falsche Bescheidenheit ausdrücken und Ihnen sagen: die Schweiz wird Sie, meine Herren, mit aufrichtiger Freude und in dem Bewusstsein der Gleichheit auf dem Felde des Wissens empfangen.

Und nun, meine Herren, so erheben wir unser Glas zu einem Hoch auf

Se. Kgl. Hoheit den Kronprinzen, unsern gewogenen Ehrenpräsidenten, und sodann auf den Rheinstrom als Vermittler friedlichen Verkehrs, friedlicher Bildung. Ein Hoch unserem ehrwürdigen Präsidenten Prof. Noeggerath, dessen vierundachtzig Jahre, dessen geistige Jugend im Alter ein so herrliches Beispiel für die studirende Jugend bilden.

Im Namen der hier anwesenden Fremden Dank ferner den Behörden Bonn's, dem rheinischen Alterthumsverein, dem Congresscomité, den Veranstaltern der Ausstellung und jener schönen Feste, welche den heiteren Theil unserer Vereinigung bildeten.

Mag man die Berichte der verschiedenen Sektionen über ihre Arbeiten abwarten, um auf alles das hinweisen zu können, was die Wissenschaft auf diesem Congress gewonnen hat, — das Eine weiss man heute schon, wie mächtig diese Versammlung durch lebendige persönliche Begegnung die Bande der Freundschaft gestärkt hat. Ja, mit Befriedigung sei es gesagt, die Einzelnen und die Völker lernen sich in dem Masse höher achten, als sie sich einander nähern und in persönlichen Verkehr treten.

So trinken wir denn, meine Herren, auf ein stetiges Wachsthum gemeinsamer Civilisation und — im Namen der kleineren Staaten, aus denen sich unter uns so zahlreiche Vertreter befinden — auf die gleichen Rechte aller Nationen sowohl vor dem höchsten Richter aller Menschen als hier auf Erden in den Gebieten der Wissenschaften, der Künste, des wahren Fortschritts.

Nach einem Spaziergang durch die in liberaler Weise geöffneten Gärten des Hrn. vom Rath sagte man sich herzliches Lebewohl und trennte sich befriedigt nach allen Seiten.

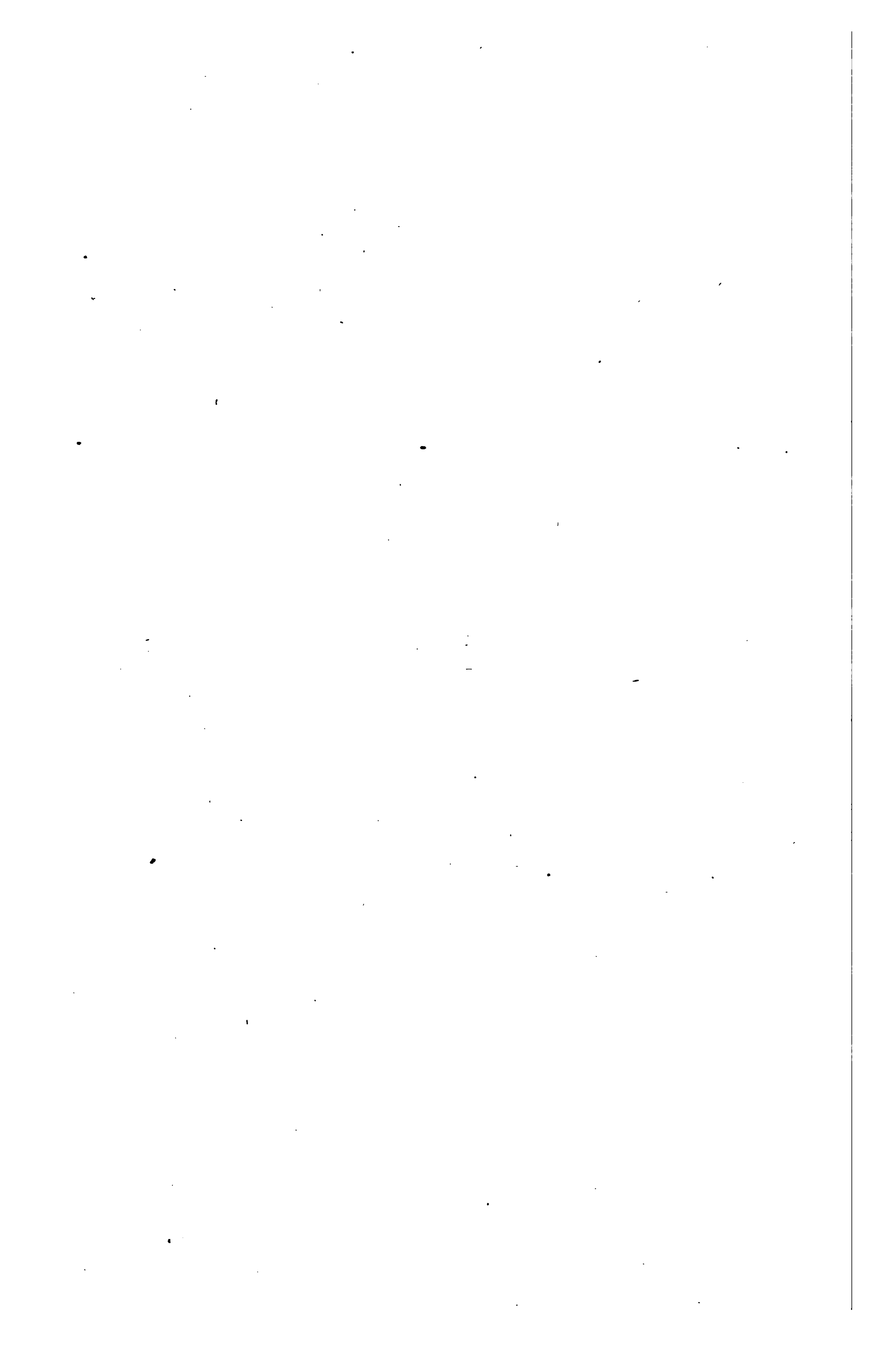
Bericht

über die Verhandlungen der drei Sectionen des internationalen Congresses.

Erstattet

von

den Vorsitzenden und Schriftführern der einzelnen Sectionen.



1. Verhandlungen der 1. Section für Urgeschichte.

Nach dem Schlusse der am 14. September abgehaltenen ersten allgemeinen Sitzung des Congresses begaben sich die Mitglieder der verschiedenen Sectionen in die für sie bestimmten Räume. Die Mitglieder der Section I wählten zu ihrem Präsidenten den Herrn Geh. Med.-Rath Prof. Dr. Schaaffhausen, zum Vice-Präsidenten den Herrn Berghauptmann Prof. Dr. Nöggerath und zum Sekretär den Herrn Dr. Andrae.

Die erste Sitzung der Section am 15. September Morgens 9 Uhr eröffnet der Vorsitzende Prof. Dr. Schaaffhausen mit folgenden Worten:

»Meine Herren! Wie der einzelne Mensch, wenn er erwachsen ist, keine Erinnerung an seine früheste Kindheit bewahrt, so haben auch alle Völker der Erde die Zeit ihres frühesten Daseins vergessen und erst aus dem Jugendalter der Menschheit sind uns Wundersagen und reiche Dichtungen erhalten. Allmählich hat die Wissenschaft durch mühsame Forschungen viele der alten Mythen zu deuten und zu erklären vermocht, aber erst in der neuesten Zeit ist es ihr gelungen, ihr Licht auch in die fernste Vergangenheit unseres Geschlechts zu tragen. Ich habe hier nicht nöthig auseinanderzusetzen, wie wichtig die Untersuchungen auf diesem Gebiete sind, die nicht nur den Reiz der Neuheit haben, sondern mit den höchsten Fragen des menschlichen

Denkens im nächsten Zusammenhange stehen. Noch sind es kaum vierzehn Tage, dass in England ein Congress für vorhistorische Archäologie zu Norwich zugleich mit der grossen britischen Naturforscher-Versammlung getagt hat, hier sind wir mit den Kunst- und Geschichtsforschern vereinigt, ein Beweis, dass unsere Wissenschaft mit allen Zweigen menschlicher Forschung in Beziehung steht und dass man unsere Hülfe ebenso gern in Anspruch nimmt, als wir von den Ergebnissen verwandter Forschungen Vortheil ziehen. Ich eröffne die Sitzungen der Section mit dem Wunsche, dass ihre Arbeiten der Wissenschaft erspriesslich sein mögen."

Hierauf bemerkt der Vorsitzende in Bezug auf die von Herrn Berghauptmann Dr. Nöggerath und ihm selbst im Auftrage des Comite's aufgestellten und im Programm für die Verhandlungen der ersten Section vorgelegten Fragen, dass es ihm unthunlich erscheine, wie er schon aus den für heute bei ihm angemeldeten Vorträgen ersehe, die Reihenfolge dieser Fragen streng einzuhalten. Er werde dies nur, so weit es möglich sei, in Ausführung bringen können, werde aber jedenfalls dafür Sorge tragen, dass keine der im Programm vorgelegten Fragen ganz unerörtert bleibe. Die Versammlung erklärt sich damit einverstanden.

Den ersten Vortrag hielt Herr L. Geiger aus Frankfurt a. M. über:

Die Urgeschichte der Menschheit im Lichte der Sprache mit besonderer Beziehung auf die Entstehung des Werkzeugs:

Die Fragen, welche an die Spitze Ihrer Verhandlungen gestellt worden sind, umfassen Gegenstände von gewaltiger Bedeutung für die Geschichte des Menschen, aber auch zugleich von fast unübersehbarem Umfange. Wenn ich es versuche, über einen Theil derselben meine Meinung vor Ihnen auszusprechen, so bin ich mir bewusst, dass die Kürze der Zeit mir nur eine sehr flüchtige Skizze gestatten wird, und ich habe mir das Wort weniger zur Besprechung von Resultaten erbeten, als vielmehr, um Ihre Aufmerksamkeit auf eine wichtige, bis jetzt nur in geringerem Maasse berücksichtigte Quelle und Methode für solche Forschungen zu lenken. Die eigentliche Archäologie, die Aufsuchung und Erforschung greifbarer Ueberreste des Alterthums hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihr, wie es scheint, vor Erreichung ihrer letzten Ziele Schranken zu setzen drohen. Ich will nichts über die mehr zufällige Schwierigkeit sagen, in jedem Falle das Alter und die Zugehörigkeit eines Fundes mit Sicherheit zu bestimmen. Allein je höher das Alterthum, je primitiver die menschlichen Zustände, um so unvollkommener und weniger dauerhaft mussten, wenigstens jen-

seits einer gewissen Grenze, die Werke des Menschen sein: von einem Holzzeitalter werden sich begreiflicher Weise weniger Ueberreste als von einer Stein- oder Metallzeit erhalten haben. Zugleich sind aber die menschlichen Arbeiten immer auch um so weniger als solche kenntlich, je weniger künstlich sie sind. Wir könnten also gerade aus Zeiten, die für die Ursprünge die wichtigsten sind, gar wohl Werkzeuge auffinden, an denen wir die Bearbeitung nicht mehr mit Sicherheit erkennen. Auch verhält es sich mit diesen rohen Kunstprodukten, wie mit allem Gewordenen: wir sehen sie vor uns liegen, aber über ihr Werden, über den Geistesprocess, der ihrer Entstehung vorherging, sagen sie uns nichts. Wenn es eine Zeit gegeben hat, wo der Mensch noch ohne Werkzeuge und überhaupt ohne alle Kunstthätigkeit war, so können uns dies seine ältesten Wohnstätten höchstens durch Schweigen kundgeben. Gerade für diese ferne Urzeit glaube ich auf die Sprache als ein lebendiges Zeugniss hinweisen zu dürfen, und ich bitte Sie, über diese linguistische Archäologie, deren Resultate ich in dem zweiten Bande meines Werkes über den Ursprung der Sprache und Vernunft demnächst zu veröffentlichen hoffe, mir einige Andeutungen zu gestatten.

Der Mensch hatte Sprache vor dem Werkzeug und vor der Kunstthätigkeit. Dies ist ein Satz, der an sich schon einleuchtend und wahrscheinlich, sprachlich einen vollständigen Beweis zulässt. Betrachten wir irgend ein Wort, das eine mit einem Werkzeuge auszuführende Thätigkeit bezeichnet: wir werden immer finden, dass dies nicht seine ursprüngliche Bedeutung ist, dass es vorher eine ähnliche Thätigkeit bedeutet hat, die nur der natürlichen Organe des Menschen bedarf. Vergleichen wir z. B. das uralte Wort mahlen, Mühle lat. molo, griech. μύλη. Das aus dem Alterthum wohlbekannte Verfahren, die Körner der Brodfrucht zwischen Steinen zu zerreiben, ist ohne Zweifel einfach genug, um in einer oder der anderen Form schon für die Urzeit vorausgesetzt zu werden. Dennoch ist das Wort, das wir jetzt für eine Werkzeugthätigkeit gebrauchen, von einer noch einfacheren Anschauung ausgegangen. Die in dem indoeuropäischen Sprachstamme sehr verbreitete Wurzel mal oder mar bedeutet „mit den Fingern zerreiben," auch wohl „mit den Zähnen zermalmen." Ich erinnere an mordeo beissen, und die Sanskritwurzel mrid, welche zerreiben und reiben, z. B. die Stirne mit der Hand, bedeutet, an das griechische μολύνω, mit Mehl, Lehm oder dergleichen bestreichen und beflecken, woneben im Sanskrit mala, Befleckung, gothisch mulda, weiche Erde, steht. Einerseits gehört μέλας, schwarz, andererseits μαλακός mollis. mürbe, ebenfalls hierher, ja auch eine Menge von Bezeichnungen morastartiger Flüssigkeiten, und selbst das Wort Meer. Im Deutschen sind zwei verschiedene Wörter aus verwandten Wurzeln im Laute ganz zusammengetroffen: Das Mahlen des Kornes, das Malen des Gemäldes. Die Grundbedeutung ist in beiden: mit den Fingern reiben oder streichen; und wie nahe berühren sich die Bezeichnungen für dieselben beiden Begriffe im Lateinischen pinso und pingo!

Diese Erscheinung, dass die Werkzeugthätigkeit von einer einfacheren, älteren, thierischen benannt wird, ist eine ganz allgemeine, und ich weiss sie nicht anders zu erklären, als daraus, dass die Benennung älter ist, als die Werkzeug-

thätigkeit, die sie heute bezeichnet; dass das Wort schon vorhanden war, ehe die Menschen sich anderer Organe bedienten, als der angeborenen natürlichen. Woher hat die Sculptur den Namen? Sculpo ist eine Nebenform von scalpo und bedeutet anfangs nur das Kratzen mit den Nägeln. Die Kunst des Webens oder Flechtens ist uralt; in den ältesten religiösen Mythen spielt sie eine Rolle; es ist keine Culturstufe historisch nachweisbar, wo sie ganz fehlt. Wie bei den Griechen der Athene, so wird schon in den Vedahymnen dem Sonnengotte, der Göttin Aramati, und in mystischem Sinne den Priestern öfters das Geschäft des Webens angedichtet. Vom Sonnengotte heisst es z. B. mit Beziehung auf den Wechsel von Tag und Nacht:

> „Dies ist die Gottheit Surja's, diess seine Grösse, das er mitten im Thun das ausgespannte Gewebe wieder einzieht."

Die hier für Ausspannen gebrauchte Wurzel gibt zugleich die Benennung für den Aufzug des Gewebes, während der Einschlag im Sanskrit mit vê, der einfachsten Form unseres Wortes weben, bezeichnet wird, ähnlich wie in den englischen Wörtern weft und woof. Vergleichen wir nun mit dieser Wurzel die mannichfachen mit demselben Consonanten beginnenden und ganz nahe verwandten, z. B. das lat. vieo, so geben gar manche derselben einen Fingerzeig zur Beantwortung der Frage, an welchen Gegenständen sich diese Kunst des Webens oder vielmehr des Flechtens zuerst geübt haben mag. Das lateinische vimen z. B., eigentlich ein Mittel zum Flechten bedeutend, wird von Zweigen der Bäume und Sträucher sowohl in ihrem natürlichen Zustande und Wachsthum, als auch namentlich sofern sie zu allerlei Flechtwerk verarbeitet sind, oder als Stricke zum Binden dienen, gebraucht. Die Weide hat in dem frühesten Alterthum von der Anwendbarkeit ihrer Zweige zu solchen Zwecken ihren Namen erlangt; ebenso eine Menge von Gras- und Schilfarten. Die Pflanzen, deren Faser unter uns vorzugsweise eine Kunstverwendung zum Weben geblieben ist, der Flachs hat seinen Namen vom Flechten, wie Flechse, d. i. Band, Sehne, deutlich zeigt.

Einfache Geflechte von Pflanzenfasern, von biegsamen Zweigen, sind die ersten Kunstgegenstände auf diesem Gebiete; aber die Sprache führt uns noch einen Schritt weiter. Es gibt Wörter, in denen sich der Begriff der Verwickelung der Zweige des Gestrüppes oder dicht belaubter Bäume so mit dem des Pflanzengeflechtes vereinigt findet, dass es wahrscheinlich wird, dies natürliche Geflechte habe der Kunstthätigkeit des Menschen zum Vorbilde gedient. Die Anschauung dicht in einander geflochtener Zweige und in üppiger Verwickelung wachsenden Schilfes ging allmählich und in gleichem Schritt mit der in dem Culturleben des Menschen vorgehenden Verwandlung auf das Kunstprodukt der ersten rohgeflochtenen Matte über. Ja das natürliche Baumgeflecht war vielleicht der erste Gegenstand der Kunstübung selbst. Es sind Uebergänge noch vorhanden, die es äusserst wahrscheinlich machen, dass eine Art von Nestbau in den Zweigen dichtbelaubter Bäume dem Menschen der Urzeit natürlich und zur Bereitung seiner Wohnstätte genügend gewesen ist. Aus Afrika, in so vieler Hinsicht einem Wundergebiete für die menschliche Geschichte, theilt Barth die Nachricht von dem Volke der Dingdin mit, die zum Theil auf Bäumen leben sollen. Dieser

Stufe sehr nahe stehen die äusserst rohen Bewohner der Insel Annatom, die die Zweige geeigneter Baumgruppen zu einer Art sehr primitiver Hütten benutzen. Von den Puri's erzählt uns Prinz Max v. Wied in seiner brasilianischen Beise Aehnliches. Hier tritt, als den Südamericanern charakteristisch, die Hängematte hinzu, die als ein Rest der Gewohnheit erscheint, in den Zweigen der Bäume zu schlafen. Das Wort Hängematte selbst ist mit der Sache von jenem Erdtheile zu uns gekommen. Es gehört der Sprache von Hayti an, wo es Columbus unter der Form amaca fand, und von wo es in verschiedenen europäischen Sprachen zu Formen wie hamac, hammock und (bei den Holländern) hangmack umgewandelt, endlich durch Missverständniss zu hangmat, Hange- oder Hängematte wurde.

Noch ein anderes Moment, nämlich die Gestalt des Menschen scheint mir sehr bestimmt dafür zu sprechen, dass sein ursprünglicher Aufenthalt der Baum gewesen ist. Aus einer einstigen kletternden Lebensart erklärt sich am naturgemässesten sein aufrechter Gang; und aus der Gewohnheit, den Baum aufwärts schreitend zu umfassen, die Umbildung der Hand aus einem Bewegungs- zu einem Greiforgane. Gerade der niedrigsten Stufe, die wir für die Cultur unseres Geschlechtes glaublich machen können, würden wir demnach unsere unterscheidenden Vorzüge, die freie unsere Umgebung beherrschende Erhebung unseres Hauptes und den Besitz des Organes verdanken, welches Aristoteles das Werkzeug der Werkzeuge genannt hat.

So gewaltig die Umgestaltung der menschlichen Thätigkeit ist, die sich aus den Geheimnissen der Worte für uns erschliesst, so haben wir doch keinen Grund in ihr etwas Anderes zu suchen, als die Summe von ganz allmählichen Vorgängen, wie wir sie in anderen Fällen noch heute täglich sich ereignen sehen.

Seit einigen Jahren bezeichnen wir mit nähen nicht mehr bloss eine Arbeit der Hand, sondern auch eine der Maschine; wir verstehen unter schiessen etwas ganz anderes, als was man vor Erfindung des Schiesspulvers darunter verstehen konnte. Wie ganz anders ist heute ein Schiff beschaffen, als damals, da es sich von einem Troge, einem hölzernen Hohlgefässe, das der Name uns andeutet, noch in nichts unterschied! Wie wenig gleichen unsere Dampfwagen dem ersten Dinge, das Wagen hiess, und das, wie ich Ursache habe zu glauben, nichts anderes war, als ein einfacher abwärts rollender Baumstumpf! Die Verwandlung der menschlichen Lebensform ist eine ganz allmähliche, und wir haben wohl das Recht anzunehmen, dass es niemals anders gewesen ist. Wir müssen uns hüten, dem Nachdenken bei der Entstehung des Werkzeuges einen zu grossen Antheil zuzuschreiben. Die Erfindung der ersten höchst einfachen Werkzeuge geschah gewiss gelegentlich, zufällig, wie so manche grosse Erfindung der Neuzeit. Sie wurden ohne Zweifel mehr gefunden als erfunden. Diese Ansicht hat sich mir besonders aus der Beobachtung gebildet, dass die Werkzeuge niemals von einer Bearbeitung, niemals genetisch benannt sind, sondern immer von der Verrichtung, die sie auszuführen haben. Eine Scheere, eine Säge, eine Hacke sind Dinge, die scheeren, sägen, hacken. Dieses Sprachgesetz muss um so auffallender erscheinen, als die Geräthe, die nicht Werkzeuge sind, genetisch, passivisch, nach ihrem Stoffe oder der Arbeit benannt zu werden pflegen, aus der sie hervorgehen. Der

Schlauch z. B. ist überall als eine abgezogene Thierhaut aufgefasst. Neben dem deutschen Worte Schlauch steht im Englischen slough, Schlangenbalg; das griechische ἀσκός ist beides, Schlauch und Thierhaut. Hier lehrt uns also die Sprache ganz deutlich, wie und woraus das Geräthe, das sie Schlauch nennt, bereitet worden ist. Bei den Werkzeugen ist dies nicht der Fall, und sie können daher, soweit es die Sprache angeht, sehr wohl anfangs gar nicht bereitet, das erste Messer kann ein zufällig gefundener, ich möchte sagen spielend verwendeter scharfer Stein gewesen sein.

Man könnte zunächst glauben, dass, wenn das Werkzeug von seiner Verrichtung benannt worden ist, schon vorher für diese Verrichtung ein Begriff vorhanden gewesen sein müsse, z. B. wenn ein schneidendes Werkzeug als etwas Schneidendes bezeichnet ist, so scheint der Begriff schneiden hiermit vorausgesetzt zu sein. Allein wir wissen ja, dass alle diese Wörter ursprünglich Thätigkeiten bezeichnen, die ohne andere Werkzeuge, als die natürlichen ausgeführt werden. Das Wort Scheere ist hierfür ein deutliches Beispiel. Es bedeutet gegenwärtig ein Doppelmesser, ein zweiarmiges schneidendes Werkzeug. Es bedarf kaum der Erwähnung, dass diese Bedeutung nicht die ursprüngliche ist; in der That haben Inder und Griechen ein nahe verwandtes Wort, das Scheermesser bedeutet, und das schwedische skära heisst Sichel. Man kann wohl annehmen, dass Scheere und Scheermesser den indogermanischen Nomaden der Urzeit zunächst bei der Schaafschur dienten. Zugleich lässt sich aber bis in späte Zeiten der Gebrauch nachweisen, Schaafe nicht zu scheeren, sondern mit den Händen zu rupfen. Varro behauptet, dass dies vor Erfindung der Schur überhaupt geschehen sei, spricht aber auch von solchen, die noch zu seiner Zeit so verfuhren, und noch Plinius sagt: „Die Schaafe werden nicht überall geschoren, an manchen Orten dauert die Gewohnheit des Rupfens fort“ (VIII 2,73). Die nahe Verbindung des Wortes scheeren mit scharren, und unter Anderem auch der althochdeutsche Name des Maulwurfs, scëro, das scharrende Thier, macht es ausserdem mehr als wahrscheinlich, dass die Grundbedeutung des Wortes wieder nur schaben, kratzen, scharren gewesen, die Scheere also als ein Werkzeug zum Schaben, Kratzen der Haut zum Zweck des Rupfens aufgefasst sei. Auf solche Weise können wir die Benennungen der Werkzeuge und auch die Werkzeugthätigkeit selbst in einem langsamen Processe aus einer ganz allmählichen Fortentwicklung der menschlichen Bewegungen, wie sie anfangs schon dem allein sich überlassenen Leibe des Menschen möglich waren, entsprungen denken.

Gestatten Sie mir, meine Herren, hierbei einen höchst wichtigen Unterschied wenigstens anzudeuten, der geeignet ist, den Ausdruck Entwicklung, auf das Werkzeug angewendet, als eine volle Wahrheit erscheinen zu lassen, nämlich den Unterschied zwischen primären und secundären Werkzeugen. Das Werkzeug, in seiner Entwicklung beobachtet, gleicht auf eine wunderbare Weise einem natürlichen Organe, es hat ganz wie dieses seine Transformationen, seine Differenzirungen. Man würde das Werkzeug gänzlich missverstehen, wenn man immer in seinem nächsten Zwecke die Ursache seiner Entstehung finden wollte, ebenso wie man den Schwimmfuss der Ente missverstehen würde, wenn man ihn

ausser Zusammenhang mit der Fussbildung nicht schwimmender Vögel betrachtete. So hat z. B. schon Klemme darauf aufmerksam gemacht, dass der Bohrer aus dem Reibfeuerzeuge der Urzeit entstanden sei, jenem merkwürdigen Geräthe, dessen gemeinschaftliches Vorkommen auf ganz entlegenen Erdtheilen allein schon hinreichen würde, einen äusserlichen Zusammenhang, einen Verkehr der gesammten Menschheit in fast unbegrenzter Ausdehnung vermuthen zu lassen. Die Eingeborenen Nord- und Südamerika's von den Aleuten bis zu den Pescheräs, und die Kaffern im Süden von Africa ebensowohl als die Australier haben den Gebrauch, ein Stück harten Holzes in ein weiches zu bohren und so lange in demselben umzudrehen, bis die Späne sich selbst und das als Zunder gebrauchte dürre Laub entzünden. Dieses Verfahren, das im Gegensatze zu dem Gebrauch des Feuersteins das Holzzeitalter repräsentirt, findet sich in ganz überraschender Uebereinstimmung bekanntlich in den Vedaliedern, wo die beiden Arani oder Reibhölzer beim Opfer eine bedeutende Stelle haben. Es ist dies nicht der einzige Fall, wo Alterthums- und Sprachforschung die Zustände der hochgebildeten Völker auf die niedrigste heute noch unter einem oder dem anderen wilden Stamme lebendige Culturstufe zurückzuführen lehren und uns ein allgemeines Gesetz erkennen lassen, wo wir zunächst geneigt gewesen wären, eine vereinzelte Sonderbarkeit zu sehen. Es liegt in der Geschichte der Sprache, ja in dem, was oft noch späte Schriftsteller des Alterthums uns verrathen, unendlich viel für die Erkenntniss der Urgeschichte Bedeutsames verborgen, und es wird sich gar sehr lohnen, auch in diese Tiefen schürfend einzudringen.

Eine Analogie zu der Entstehung des secundären Werkzeuges durch Transformation bildet die Entwicklung der Saite aus der Bogensehne, auf welche Wilkinson hingedeutet hat. Wie sehr die Bogensehne geeignet war, den musikalischen Sinn zu einer solchen Verwendung anzuregen, zeigt uns eine merkwürdige Stelle Homer's: „Wie wenn ein der Cither und des Gesanges kundiger Mann an einem neuen Wirbel leicht die Saite spannt, zu beiden Seiten den wohlgedrehten Schaafdarm befestigend, so ohne Mühe spannte Odysseus den grossen Bogen. Dann fasste er mit der rechten Hand die Sehne und prüfte sie; sie aber sang schön dazu, einer Schwalbe an Stimme vergleichbar.“ (Od. 21, 434.) Für eine verhältnissmässige Jugend der Saiteninstrumente spricht schon der Umstand, dass dieselben bei den Eingeborenen Amerika's zur Zeit der Entdeckung dieses Erdtheils durch die Europäer nicht vorgefunden wurden. Wenn man bedenkt, welche Wichtigkeit die Anschauung der schwingenden Saite für das musikalische Bewusstsein hat, so muss man die folgenreichen Wirkungen bewundern, die sich an eine geringfügige zufällige Beobachtung, an den zufälligen Besitz eines mit einer schwingenden Sehne bespannten Bogens knüpfen konnten.

Um zu erkennen, wie sehr wir selbst noch mitten in dem Processe der gleichen Transformation begriffen sind, wobei wir dann auch zugleich einen Maassstab gewinnen zur Beurtheilung jener Vorgänge, genügt es der ganz modernen Erfindung des Regenschirms zu gedenken, der dem uralten Sonnenschirm bloss mit Veränderung des Zweckes nachgebildet ist. Der Fallschirm der Luftfahrer ist ebenfalls eine solche Umbildung. Bieten derartige Entwicklungen an

den Gegenständen menschlichen Denkens und Wollens nicht eine Parallele zu dem, was in der Natur geschieht, wenn unter veränderten Bedingungen und Bedürfnissen der Arm sich für den Vogel in einen Flügel verwandelt? Der Sonnenschirm dient übrigens in den ältesten Zeiten religiösen Zwecken und wir gelangen hier zu einem neuen Momente von der höchsten Bedeutung für die Geschichte des Werkzeuges, dem ich ebenfalls nur dieses Wort der Andeutung widmen darf. Die Religion in ihrer primitiven Gestalt ist für die Sitten, Anschauungen und Schöpfungen des Menschen ein so gewaltiger Anstoss, sie ist für so Vieles, von dessen Zusammenhang mit ihr wir keine Ahnung haben, doch in Wirklichkeit die Quelle gewesen, dass wir, ohne auf ihre Erforschung einzugehen, von unserem eigenen Thun, und insbesondere auch von den uns umgebenden, aus unserer Hand hervorgegangenen und uns von der Thierheit in unserem Aeusseren scheidenden Gegenständen kein historisches Verständniss fassen können.

Der Gebrauch der Werkzeuge, die er selbst bereitet hat, ist entschiedener als alles Andere ein augenfälliges, unterscheidendes Merkmal für die Lebensweise des Menschen. Aus diesem Grunde ist die Frage nach der Entstehung des Werkzeuges ein Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit für die menschliche Urgeschichte, und ich habe daher die Frage nach der Beschaffenheit der Geräthe des Menschen in der Urzeit in diesem einerseits etwas engeren, andererseits zugleich weitergreifenden Sinne fassen zu dürfen geglaubt. Ich nehme keinen Anstand zu behaupten, dass es eine Zeit gegeben haben muss, wo der Mensch Geräthe und Werkzeuge nicht besass, sondern sich durchaus mit seinen natürlichen Organen begnügte; dass hierauf eine Zeit folgte, wo er schon im Stande war, diesen Organen ähnliche, zufällig aufgefundene Gegenstände zu erkennen, zu nutzen, die Kraft seiner natürlichen Werkzeuge durch sie zu erweitern, zu erhöhen, zu bewaffnen, und z. B. eine hohle Pflanzenschale als Surrogat für die hohle Hand, welche das erste Gefäss gewesen war, zu benutzen. Erst nachdem der Gebrauch dieser zufällig sich darbietenden Geräthe geläufig geworden war, trat auf dem Wege der Nachbildung die schöpferische Thätigkeit ins Leben.

Der Mensch hat sich, dies verkündigen uns die Spuren seiner überall in der Sprache noch aufbehaltenen Vorstellungen laut und vernehmlich, aus Zuständen entwickelt, in denen er lediglich auf seine organischen Hülfsmittel angewiesen, in seinen Gewohnheiten wenig von seinen thierischen Mitgeschöpfen abwich, und in Beziehung auf den Genuss des Daseins, ja auf seine Erhaltung, fast ganz von dem abhing, was das glückliche Ungefähr ihm darbot. Er wurde mächtiger, je mehr sich seine Fähigkeit, die Dinge zu benutzen, steigerte. Und wodurch steigerte sich diese Fähigkeit? Aus keiner anderen Ursache, als weil das Vermögen, die Dinge wahrzunehmen, wuchs, ein Vermögen, welches eben nichts Geringeres ist, als die Vernunft selbst. Die theoretische Natur des Menschen ist es, was ihn so gross gemacht hat. Das gegenwärtige Zeitalter hat dem Werkzeuge eine neue grossartige Entwicklung eröffnet; er schafft in der immer vollkommener, immer mächtiger werdenden Maschine ein von der Menschenhand losgelöstes, dem Menschen selbst, der es geschaffen, eine eigenthümliche Bewunderung einflössendes Werkzeug. Es ist nicht zufällig, dass dies

Zeitalter dasselbe ist, in welchem die Menschheit mit so viel Bewusstsein über ihre Vergangenheit zu denken sucht, in welchem eine Versammlung wie die Ihrige die Anfänge der menschlichen Cultur zum Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Forschung und Verhandlung macht. Der Culturzustand unserer Gattung und ihr geschichtliches Bewusstsein sind Grössen, die miteinander wachsen. Wir blicken zugleich mit sehnsüchtigen Blicken forschend nach dem dunkelen Grunde, von welchem wir ausgegangen, und mit kühner Hoffnung nach dem nicht minder dunkeln Ziele, dem wir entgegengeführt werden. Werden wir die Nacht der Urzeit jemals ganz erkennen? Werden wir das Ziel der Vollkommenheit, das uns in der Zukunft lockend winkt, jemals erreichen? Wir wissen es nicht. Aber die innere Stimme gebietet uns nach beiden Seiten hin ein unwiderstehliches Vorwärts!

v. Quast erwidert, dass er durch seine archäologischen Forschungen zu absolnt entgegengesetzten Resultaten wie die des Herrn Vorredners gekommen sei. Alle von demselben genannten Beweise für ein ursprünglich thierähnliches Leben der Menschen, so weit sie etwa thatsächlich begründet werden können, sind nur als Zeichen des Herabsinkens aus einer früher höheren Stellung zu betrachten. Nur verthierte Menschen leben auf den Bäumen; das war nicht der Anfang. Eine wahrhaft wissenschaftliche Forschung muss sich nicht auf muthmassliche Annahmen, sondern auf Thatsachen stützen; aber was für irgend wie festgestellte historische Nachrichten haben wir für jene hypothetischen Urzustände? Die Zeit, in welcher, nach des Vorredners Meinung der Mensch in einem affenähnlichen Zustande auf Bäumen wohnte, mangelt aller Zeitbestimmung und ist einer blossen Theorie zu Liebe aufgestellt worden, während diejenigen Monumente, welche wir wirklich bis jetzt als die ältesten nachweisen können, die grossen Pyramiden von Giseh, zu ganz anderen Ergebnissen führen. Namentlich die grösste und älteste von ihnen, die des Cheops, ist technisch so innerlich vollendet, dass kein anderes Werk späterer Zeiten damit zu vergleichen ist, und vor allem die Königskammer aus geschliffenem Granit übertrifft nach aller Augenzeugen Urtheil alles was aus späteren Zeiten bekannt ist; man kann dadurch auf den damaligen hohen Culturzustand zurückschliessen. In späterer Zeit wurden die Formen reicher, üppiger, und deshalb nach einer Richtung hin weiter ausgebildet: an innerer Vollendung, namentlich der Technik, haben sie aber eben so stetig abgenommen. Selbst die Skulpturen jener Urzeit, wie namentlich die Statue des Chefren weist, zeigen bereits eine hohe Vollendung, welche durch die späteren Werke Aegyptens niemals übertroffen wurde. Wir sehen ähnliches auch auf andern Gebieten sich wiederholen: die Ausstellung des Congresses zeigt Emaillen (von denen höchst vollendete gleichfalls

bereits aus der frühesten Aegyptischen Periode existiren) von den ältesten byzantinischen bis zu den spätesten Zeiten des Occidents: jene ältesten sind die vollendetsten, und stieg die Kunst seitdem nur herab. Man muss überhaupt nicht denken, dass die Entwicklung des Menschengeschlechts ein stetiger Fortschritt sei; man schreitet nicht zu neuen Vorzügen fort, ohne an älteren Einbusse zu leiden; man gewinnt vielleicht an Mannigfaltigkeit und Reichthum, während man an Jugendfrische und Unbefangenheit einbüsst. Aehnliches finden wir auch schon in dem Verhältniss der Technik der Werkzeuge aus der Steinzeit zu denen der Bronce- und Eisenzeit, welche an innerer Vollendung gegen letztere durchaus nicht zurückstehen, sie vielmehr in mancher Hinsicht übertreffen. Wenn der Vorredner den aufrechten Gang des Menschen aus dem Auf- und Abklettern von den Bäumen ableitet, so ist nur zu verwundern, dass die Affen dies noch nicht gelernt haben, obschon sie diese Uebung des Baumkletterns jedenfalls so viele Jahrtausende länger treiben! Aus allem diesem geht deutlich hervor, dass der Mensch nicht vom Thiere hinaufgestiegen, sondern von einem Höheren, dem Göttlichen, herabgekommen ist.

Herr L. Geiger entgegnet darauf, dass er nur das mitgetheilt habe, was ihm jahrelange sorgfältige Forschungen auf diesem Gebiete ergeben hätten. Die ägyptischen Pyramiden, die Herr von Quast anführe, seien erstaunlich wegen ihrer kolossalen Massen, aber das Pantheon und die Peterskirche seien grössere Kunstwerke. So bewundernswerth der Bau der Pyramiden sei, so habe doch die damalige Zeit bei ihrer Herstellung noch nicht einmal über die Kräfte gezähmter Thiere zu gebieten gewusst, geschweige denn von Dampfmaschinen, indem vielmehr Sklaven jene Riesenbauten aufführen mussten. Wenn die Alterthumsforschung die Aufgabe habe zu untersuchen, auf welche Weise der Mensch degradirt worden sei, dann wünsche der Redner nicht Alterthumsforscher zu sein.

v. Quast erwidert, dass er die Pyramiden nicht als die vollkommensten Bauwerke hingestellt, vielmehr nur ausgeführt habe, dass jene absolut ältesten Monumente in der Technik so vollendet seien, wie keine andern aus späterer Zeit. Eine Hochpreisung des ägyptischen Wesens als solches, also auch der Sklavenarbeit, sei ihm nicht eingefallen. Dass damals bereits Heerden von Hausthieren im gewöhnlichen Gebrauche gewesen, lasse sich aus den alten Abbildungen in den Grottentempeln erweisen. Uebrigens müsse er sich dagegen verwahren, in der Weltgeschichte nur eine fortwährende Degradation zu erblicken. Neben

dem Absteigen findet auch wieder ein Aufsteigen statt. Dieselbe göttliche Gnade von der der Mensch abgefallen ist, weshalb er auch fortwährend sinken muss, ist auch fortwährend thätig ihn wieder zu seiner ursprünglichen Höhe emporzuheben. Die Weltgeschichte zerfällt in zwei grosse Hälften, in eine ante Christum und eine post Christum natum. Wenn in jener ersten das Herabsteigen vom Göttlichen das vorherrschende Princip ist, so in der zweiten umgekehrt die Wiedererhebung.

Professor Dr. Schaaffhausen hebt hervor, dass man die Pyramiden Aegyptens doch nicht als Werke der Urzeit des Menschen betrachten könne, dass wir aber allerdings Zeugnisse vom Dasein des Menschen in vorhistorischer Zeit in Händen hätten, und deshalb eine neue Wissenschaft sich vorhistorische Archäologie nenne. Gegen die Behauptung, es gebe keine wissenschaftliche Thatsache, die für eine ursprüngliche Rohheit des Menschen spreche, macht er mit Nachdruck geltend, dass man fast in allen Ländern als die ältesten Spuren des Menschen Werkzeuge und Waffen der rohesten und unvollkommensten Art gefunden habe, dass die geologischen Schichten das hohe Alter dieser Funde mit Sicherheit angeben und dass die Untersuchung der Reste des fossilen Menschen in vielen Merkmalen eine Annäherung des anatomischen Baues an die thierische Form erkennen lasse. In der Entwicklung des Menschengeschlechtes habe, wie in der ganzen übrigen Natur, nicht eine Degradation sondern ein Fortschritt der Organisation stattgefunden. Der Redner legt bei dieser Gelegenheit seine Abhandlung: „über die Urform des menschlichen Schädels, Bonn 1868", der Versammlung vor.

Hierauf sprach Herr Professor Zestermann aus Leipzig über die Mittheilungen, welche die klassischen Schriftsteller über den Urzustand der Menschheit machen, und gab somit einen Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft, welche den Urzustand der Menschheit behandelt. Seine Quellen, die in Schriften der Alten von Homer bis auf St. Hieronymus fliessen, konnte er nur im Allgemeinen bezeichnen, nicht vollständig angeben. Aus diesen Quellen aber ergiebt sich über Nahrung, Kleidung und Wohnung des Urmenschen Folgendes. Die ältesten Menschen, angeblich die Arkadier, lebten von Gras, jungem Laube, Eicheln und leicht erreichbaren Früchten, und später von Cerealien, die durch Rösten und Zerreiben für Suppen und Gebäck brauchbar gemacht wurden. Mit den Cerealien war der Anfang der höhern Cultur und die Grenze des Urzustandes erreicht. Vorher aber waren schon Milch, Käse und Fleisch in den Kreis der Nahrungsmittel gezogen. Es finden sich Nachrichten, dass Anthropophagen vom indischen Ocean bis an den Polarkreis und westlich bis Irland vorhanden waren. Sie verzehrten Fremdlinge die sie fingen, erhandelten gut genährte

Menschen, tödteten ihre alten Eltern, weil sie es für ein Unglück hielten, dieselben an Krankheit sterben zu lassen, und verzehrten sie, wie von den Massageten berichtet wird. Sie assen auch einzelne Gliedmassen, die zufällig abgehauen waren; die Briten verzehrten sogar die Todten, um sie nicht von Würmern fressen zu lassen. Die scythischen Anthropophagen tranken auch das Blut der von ihnen Erschlagenen, und noch im Nibelungenliede veranlasst Hagen seine verschmachtenden Kampfgenossen, das Blut aus den Wunden der Erschlagenen zu trinken, es werde sie mehr stärken als Wein. Die Sehnsucht nach dem Blute, welches die Sieger aus den Wunden ihrer Feinde sogen, erzeugte den Blutdurst, und blutdürstige Kämpfer. Diese Anthropophagie hat ihre Parallele im Menschenopfer und in der Blutlibation, die den Unterirdischen dargebracht wurde. Anthropophagen waren in Europa noch zur Zeit Lucians und 120 nach Christus in der Krim, und 350 noch in Gallien nach St. Hieronymus! Die Anthropophagen werden immer als Hirten, Nomaden und überaus rohe Menschen dargestellt, welche noch kein Familienleben führten und in thierischer Vermischung lebten. Die Kleidung anlangend, so ist zu bemerken, dass die ältesten bekannten Menschen keine Kleider trugen, eben so gingen die Ackersklaven bei den Römern, die Balearen und zum Theil die Ligurier noch in historischer Zeit nackend. Später hatten die rohen Völker Kleidung von Thierfellen, Ziegen- und Rennthierfellen, ja sogar von der Kopfhaut der Menschen, so die Scythen, die sie gegerbt hatten, sie waren aber immer noch halb nackend. Ebenso lebten die ältesten Menschen, von denen wir wissen, unter freiem Himmel ohne Dach, später in Laubhütten, wie noch theilweise um 330 n. Chr. in Deutschland, auch in Höhlen, in Erdhäusern, die man durch Ausschnitte in Hügel und ein über dieselben gelegtes Dach herstellte, endlich in Hütten, welche im Wasser auf Pfählen errichtet waren. Die Beweise für alle diese Behauptungen stellte der Sprecher zu Diensten.

Herr Staatsrath von Eichwald führte bezüglich dieses Vortrages ein Kapitel aus Herodot an, wonach Anthropophagen in Russland vorkamen, und zwar unter den nördlichsten Stämmen der Finnen, den Samojeden, welcher Name im Russischen Menschen bedeutet, die einander auffressen. Anthropophagen sind übrigens noch im asiatischen Russland anzutreffen, nämlich die Ostiaken, ebenfalls vom Stamme der Samojeden, bei denen noch vor 5 Jahren Beispiele vorgekommen sind, dass sie bei eingetretener Hungersnoth ihre eigenen Kinder verzehrt haben.

Geh.-Rath von Quast behauptet, dass, wenn in Urzeiten sich die Menschen gegenseitig aufgefressen hätten, dies kein Naturzustand sondern eine Verwilderung und der Ausdruck des Hasses gewesen sei. Kein Thier fresse ein Individuum seiner Gattung auf. Gegen jene Ansicht, als ob die Menschenopfer darin ihren Grund hätten, dass die Menschen, was ihnen selbst gut schmecke, auch ihren Göttern dargebracht hätten, bemerkt er, dass der Gedanke der Stellvertretung und der Sühne den Menschenopfern zu Grunde liege.

Professor Dr. Schaaffhausen weist darauf hin, dass schon das

menschliche Gebiss, welches nicht dem der fleischfressenden sondern am meisten dem der fruchtessenden Thiere gleiche, den Beweis enthalte, dass nicht Fleisch die ursprüngliche Nahrung des Menschen gewesen sei. Der Cannibalismus und das damit in Zusammenhang stehende Menschenopfer seien als eine Verwilderung der menschlichen Natur aufzufassen, die sich als ein allgemeiner Zug der Rohheit in der ältesten Geschichte aller, auch der jetzt gebildeten Völker finde. Ueber die Ausdehnung der Menschenopfer bei den alten Hebräern gebe das Buch von F. W. Ghillany (Nürnberg 1842) erschreckenden Aufschluss. Die Behauptung, dass das Thier sich nie an seines Gleichen vergreife, sei nicht ganz richtig, indem Schweine, Wölfe und Bären aus Gefrässigkeit oder in der Noth nicht selten ihre Jungen auffrässen. Es sei wichtig, dass Spring an den in der Höhle von Chauvaux in Belgien gefundenen Menschenknochen die deutlichen Spuren des Cannibalismus entdeckt habe, indem dieselben, um das Mark zu gewinnen, in derselben Art aufgeschlagen seien, wie es jetzt von wilden Völkern geschehe. In der Ausstellung des Congresses seien einige Kalksinter mit eingeschlossenen Menschenknochen und Kieselgeräthen, darunter ein geschliffenes Feuersteinbeil von Chauvaux zu sehen, die Herr Prof. Spring in Lüttich für diesen Zweck hierhergesendet habe. Das Trinken von Menschenblut sei in neuerer Zeit noch bei Wilden beobachtet; alle Schädel, die Krusenstern von den Marquesas-Insulanern erhandelte, hatten ein eingeschlagenes Loch, durch welches der Wilde das warme Blut des erschlagenen Feindes schlürft.

Der Schluss der Sitzung erfolgte um 10½ Uhr.

Die zweite Sitzung der Section am 16. September beginnt um 9 Uhr. Der Vorsitzende, Geh.-Rath Schaaffhausen, übergiebt der Versammlung im Auftrage des Wirklichen K. Russ. Staatsrathes, Herrn von Eichwald Exc. eine von demselben verfasste Schrift: »über die Säugethierfauna der neuen Molasse des südlichen Russlands«, die er für die Bibliothek des Vereins von Alterthumsfreunden am Rhein bestimmt hat. Hierauf hielt Herr Staatsrath von Eichwald folgenden Vortrag:

Ueber die Tschudischen Alterthümer des europäischen und asiatischen Russlands.

Der Altai und Ural, so wie die weiten Ebenen des asiatischen und europäischen Russlands sind reich an Denkmälern einer längst vergangenen Zeit, die ein Volk hinterlassen hat, dessen Namen sogar aus der Geschichte verschwun-

den ist, obgleich seine zahlreichen Nachkommen noch jetzt die alten Wohnsitze ihres Stammvolkes einnehmen, und nur andere ethnographische Namen führen. Dies alte Volk wird überall in Sibirien Tschud genannt, ohne dass es den inländischen Geschichtsforschern bisher gelang, den Ursprung und die Verwandtschaft genau anzugeben, da das Wort in der russischen Sprache eine doppelte Bedeutung hat. Im Osten von Asien, wo die gleich zu erwähnenden Alterthümer bei Abakan am Ufer des Jenissei am häufigsten vorkommen, werden sie einem fremden, längst verschollenen Volke zugeschrieben, da das Wort Tschud hier die Bedeutung von fremd besitzt; im Altai waren die Ursitze dieses Volkes und gerade hier ist sein Name missgedeutet worden und seine Bedeutung verloren gegangen. Im Westen des europäischen Russlands dagegen bezeichnen die Russen noch jetzt mit dem Namen Tschud Völker, die zum finnischen Stamme gehören, wie die Esthen und Finnen, von denen die ersten in Esthland und auch weiter südwärts als Lieven und Kuren in Liev- und Kurland wohnen, während die zweiten oder eigentlichen Finnen das alte Ingermannland und Finnland, so wie weiter ostwärts das nördliche europäische Russland und den Ural bewohnen. Vor Kurzem lebte noch, nach Sjögren's Untersuchungen, im Gouvernement Olonetz ein Völkchen, das sich selbst Tschud nannte und die finnische Sprache sprach, während weiter nordostwärts Sirjanen, Wogulen, Wotjaken den Ural bewohnende unbezweifelte Finnenstämme sind.

Schon Bayer, Mitglied der Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg hat daher, fast vor 100 Jahren gezeigt, dass das Wort Tschud dem griechischen Worte Scyth entspreche, und das Volk bedeute, das in der Vorzeit den grössten Theil des europäischen Russlands, den Ural und Altai bewohnte: die Benennung Tschud konnte auch in der That von Griechen nicht anders als Scyth geschrieben werden. Es waren mithin die Scythen Herodots, von denen die Alterthümer herrühren, die sich im europäischen Russlande und vorzüglich im Ural und Altai, am Jenissei, in so grosser Menge auf und in der Erde finden. Meine vieljährigen Untersuchungen bestätigen diese bisher noch nicht allgemein angenommene Meinung Bayer's und führen, nach Castrèn's Untersuchungen, zu der Annahme, dass die Tschuden mit dem Namen des uralaltaischen Volksstammes zu bezeichnen und seine Ursitze im Ural und Altai zu suchen sind.

Im Altai waren es die asiatischen Finnenstämme, Ostjaken und Juraken, so wie vielleicht auch Samojeden, die da die Tschudenschürfe anlegten und von den viel später vordringenden turk-tatarischen Völkern weiter nach Norden vertrieben wurden. Die Hüttenwerke der Tschuden, in denen die reichen Kupfer- und Golderze des Altai geschmolzen wurden, gingen mit der Auswanderung der Ostjaken, als Tschuden des Altai, ein. und der grosse Karawanenhandel mit den griechischen Colonien am Nordgestade des Pontus verlor sich daher allmälig. Ganz so ergings den Tschuden des Ural, die als Issedonen den Fluss Isset und als Massageten Herodots den Fluss Mjas, wo sie den reichsten Goldsand bearbeiteten, bewohnten; sie wurden von den immer weiter vordringenden turk-tatarischen und mongolischen Stämmen des Ostens aus ihren Sitzen verdrängt und

verloren mit ihrer Selbstständigkeit auch die Liebe zur Gewinnung des Kupfers im permischen Kupfersandstein und des Goldes in den Goldalluvionen am Flusse Mjas und an beiden Abhängen des Ural.

So wie in der Gegenwart die zahlreichsten Finnenstämme den Norden des asiatischen und europäischen Russlands bewohnen, so bildeten sie in der vorhistorischen Zeit die vorzüglichste Bevölkerung des mittlern und südlichen Russlands, wo sie von Herodot als Scythen oder südliche Tschuden ausführlich geschildert werden.

Der Feldzug des Darius Hystaspis gegen die Scythen gab ihm Veranlassung, die Sitten und Gebräuche dieses damals so wenig gekannten Volkes zu beschreiben, das sich sowohl durch seine Strategie im Kriege gegen den Perserkönig, als auch durch seinen Kunstsinn in Verfertigung von Bronze- und Goldarbeiten so sehr auszeichnete: es finden sich in den Scythen- oder Tschudengräbern Waffen, vorzüglich Dolche und andre Waffen, so wie Schmucksachen aller Art, die auf eine sehr hohe Cultur in Bearbeitung der Metalle hinweisen, wie sie damals bei ihnen in grosser Blüthe stand.

Ueberhaupt war das Schmelzen der strengflüssigen Metalle den Tschuden oder Finnen in der ältesten Vorzeit sehr genau bekannt; in ihren alten Gesängen wird das eiserne Schwerdt besungen und viele andre eiserne Waffen gepriesen, die sie mit vieler Kunst und mit vielen Verzierungen anzufertigen verstanden. Das eiserne Schwerdt galt auch nach Herodot bei den alten Scythen als ein heiliger Gegenstand, dem sie alljährliche Opfer darbrachten. Die Scythen verstanden nicht nur Bronzewaffen und andre Gegenstände aus Bronze zu giessen, sondern kannten auch das Schmelzen des Eisens, und verfertigten Schwerdter, von denen das heilige Schwert im 5. Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung von Herodot beschrieben ward. Die Griechen Homer's kämpften hingegen in den Jahrhunderten vor Herodot nur mit bronzenen Schwertern vor Troja.

Herodot schildert die Scythen als ein cultivirtes Volk, das sich nicht nur durch seine strategischen Kenntnisse auszeichnete, sondern auch in der Industrie in mancher Hinsicht die Griechen übertraf. Es ist nämlich vor allem bemerkenswerth, wie die Scythen die grosse Heeresmacht der Perser durch beständige Flankenmärsche zu schwächen verstanden, wie sie durch fortwährendes Zerstören der Felder ihnen die Nahrung für ihre Reiterei nahmen und wie sie endlich, sich in die weite wasserlose Steppe zurückziehend, den geschwächten Persern eine Schlacht anboten, in der das Schicksal beider Völker entschieden werden sollte. Als sich die Heere der Perser und Scythen in Schlachtordnung aufgestellt hatten und keiner den andern anzugreifen wagte, sprang ein Hase durch die Reihen beider Heere hindurch. Da fand sich sofort ein scythischer Reiter, der den Hasen verfolgte und sich bei dieser Verfolgung des Hasen um die Perser nicht kümmerte. Diese Nichtachtung der Perser verdross den Darius so sehr, dass er den Befehl gab, das Lager sofort abzubrechen und den Rückzug anzutreten. So rettete ein Hase die Scythen vor der Knechtschaft der Perser und zum Andenken an dieses denkwürdige Ereigniss schmückten die Scythen ihre Röcke mit viereckigen Goldblechen, auf denen ein Hase oder ein scythischer Reiter dargestellt ist, der einen

Hasen verfolgt, Goldbleche, die sich häufig mit andern Verzierungen ihrer Gewänder in den Scythengräbern Südrusslands und der Krim finden. In den Gräbern an der Petschora, von denen ich gleich noch andere Alterthümer erwähnen will, finden sich bronzne Figuren von Hasen, z. B. eines aufrechtstehenden Hasen mit menschlichem Gesichte auf der Brust, die offenbar auf dies Ereigniss Bezug haben und die sich ebenfalls auf die Lehre der Seelenwanderung beziehen, die ein Gete Zamolxis ihnen überbrachte, wie dies Herodot erzählt. Die Geten waren, gleich den Daken, ein Slavenstamm und erhielten jene Lehre der Seelenwanderung von einem ihrer Landsleute, der anfangs ein Sklave und dann ein Schüler des Pythagoras war, der diese Lehre von den Aegyptern nach Griechenland gebracht hatte: eine ihrer Hauptlehren war das Schweigen und davon scheint Zamolxis seinen Namen erhalten zu haben, da Samolk im Slavischen „er schwieg" bedeutet. Das menschliche Gesicht des Hasen aus dem Petschoragrabe zeigt also, dass die Seele des Verstorbenen in einen Hasen überging. Andre kleine Bronzefiguren stellen Eulen, Adler, Mauerschwalben oder Bären und dergl. Thiere dar: sie alle besitzen auf ihrer Brust ganz deutlich das Bild eines Menschengesichts, als Zeichen dass die Seele des Verstorbnen in dieses oder jenes Thier übergegangen ist. Hieraus geht wohl unbezweifelt hervor, dass die Tschudengräber der Petschora Scythengräber sind, die einem sehr hohen Alter angehören, da sich in ihnen zugleich Glasperlen mit einer goldnen Folie zwischen 2 kugligen Glasschichten finden, die wohl phönizischen Ursprungs sind und in ägyptischen Grabmälern häufig gefunden werden. Die Tschudengräber des Ural enthalten ausserdem bronzne Figuren von Rennthieren, Hirschen u. a. Thieren; mit ihnen ward auf dem Gute des H. von Lasareff ein viereckiges, ein Pfund schweres Silberstück gefunden, das eine Inschrift auf einer Seite enthielt, die H. de Saulcy in Paris als scythische oder assyrische Keilschrift erkannte, und auf den Handel mit Babylon hinweist, der von den Aorsen und Siraken, wie Strabo erzählt, d. h. von den heutigen Ersen und Sirjanen finnischen Stammes als sehr lebhafter Verkehr unterhalten wurde. Die wenigen Ersä bewohnen noch heute die Wolgagegenden, und die Sirjanen viel weiter den Norden Russlands an der Petschora und Kama; sie nennen sich selbst Komi und zwar nach der Kama, einem grossen Nebenfluss der Wolga, der in ihrer Sprache Komi heisst.

Die Scythen des Urals zogen jedoch in spätern Zeiten als Komanen nach dem Süden Russlands und werden da in viel spätern Jahrhunderten Komanen genannt. So erwähnt ihrer der französische Mönch Rubriquis unter Ludwig IX von Frankreich mit grosser Bestimmtheit und erzählt, dass die kolossalen Steppenbilder Südrusslands und Ostasiens von den Komanen errichtet wären.

Diese steinernen weiblichen und männlichen Statuen, von den Russen Kamennya baby genannt, stehen meist auf Kurganen oder Hügeln, unter denen Todte begraben wurden. Die Steppenbilder sollten hauptsächlich die Erinnerung an diese hier beigesetzten Todten erhalten. Sie stehen meist in zwei Reihen an der grossen Völker- oder Heerstrasse von Asien nach Europa, auf der die alten Tschuden ihren Karawanenhandel auf Kameelen nach Babylon und der

Krim führten und dienten zugleich als Meilensteine, um in der wüsten Steppe die Richtung des Weges anzuzeigen, die in den langen Wintermonaten ohne diese Zeichen gar nicht zu finden wäre. Da wo die Strasse in Asien über den Jenissei setzt, finden sich bei Abakan die zahlreichsten Tschudengräber und in ihnen die meisten bronznen Denkmäler, die sogenannten Celten und Paalstäbe, die überall in Westeuropa, in Finnland, Scandinavien, in Mecklenburg und auch in andern Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Englands vorkommen und dadurch anzeigen, dass die Völker, die Celten und Finnen, von Ostsibirien, vom Altai und Ural immer weiter westwärts wanderten und so ihre kupfernen Waffen und Werkzeuge auf diesen Wanderungen weiter nach Westen brachten. Mit jenen bronzenen Waffen finden sich auch bei Abakan Dolche, Messer, grosse bronzne Nähnadeln, Haarnadeln, ganz von der Form, wie sie sich auch im Ural, im Finnland, in Lievkurland, in Mecklenburg und längst der ganzen Ostseeküste finden, und so auf dasselbe Finnenvolk deuten, das hier seine alten Wohnsitze hatte. Und in der That werden sie auch an den Ostseegestaden von Tacitus Fenni und von Claudius Ptolemäus Venedae genannt. Das sind alles alte Tschudenstämme, zu denen auch die Esthen gehören, die Herodot wegen ihrer schwarzen Kleidung Melanchlänen nannte. Sie erziehen noch jetzt meist schwarze Schafe auf ihren Weiden und machen aus ihrer Wolle ihre schwarzen Gewänder.

Herodot erzählt, dass die Königin der Scythen, die Echidna, vorn einen menschlichen, hinten einen Schlangenkörper hatte, dem Hercules, der auf seinen grossen Wanderungen auch nach Scythien kam, drei Knaben gebar, die er bei seiner Weiterreise der Mutter mit diesen Worten übergab: „wer von meinen Söhnen diesen Bogen so spannt, wie ich, und sich mit diesem Gürtel so umgürtet, wie ich, den mache zum Könige.“ An dem Gürtel des Hercules hing ein goldner Becher und seit der Zeit, fügt Herodot hinzu, tragen die Scythen an ihrem Gürtel einen Becher. Der Becher gehört daher zu einem Attribut der Scythen. Daher halten auch jene kolossalen Steppenbilder, deren man mehrere Hunderte in Südrussland zählen kann, mit beiden Händen einen Becher auf dem Bauche, ein Attribut, das ihnen nie fehlt und wodurch sie als tschudische Statuen zu erkennen sind. Auch die Schlangenkönigin hat ihr Andenken in einem Brustbilde auf mehreren Goldblechen hinterlassen, die ihr grässliches Gesicht und statt Haare auf dem Kopfe Schlangen zeigen; andre bronzne Figuren haben sich in den Tschudengräbern der Petschora gefunden. Ich besitze von da eine Gruppe von 7 Menschen, die auf einem Kahne stehen und über einen Fluss ins Jenseits zu fahren scheinen. Sie haben auf ihren Köpfen Schlangenköpfe mit aufgesperrten Rachen, und auf ihrem Bauche halten sie mit ihren Händen einen Becher.

Die Waffen der Tschuden waren bronzene, vorzüglich dreischneidige Pfeile und Schwerter. Herodot erzählt eine sehr merkwürdige Thatsache; nämlich dass der König den Scythen befahl, dass jeder Scythe eine Pfeilspitze einsenden müsste, um so nach der Anzahl der Pfeile die Zahl der Scythen zu erfahren. Das war also die erste statistische Zählung, die vielleicht genauer war, als sie

es jetzt in manchen Ländern ist. Aus den Pfeilen, deren eine grosse Zahl zusammenkam, liess der Scythenkönig einen sehr grossen Mischkrug giessen, der noch zu Herodots Zeiten aufbewahrt ward.

Noch älter als die Bronzewaffen sind die steinernen Werkzeuge. Sie finden sich zuweilen zugleich mit den bronzenen zusammen und zeigen dadurch an, dass sie nicht zu einem besondern Steinzeitalter gehören, sondern nur die erste Culturstufe der Scythen und Celten bilden.

So finden sich die ältesten Rundhämmer, die den Tschuden zur Bearbeitung des Goldsandes im Altai dienten, zuerst im Osten von Sibirien, wo sie in der Nähe von Nertschinsk zugleich mit den fossilen Knochen des Mammuths und Nashorns vorkommen. Dadurch ist es erwiesen, dass der Mensch, der diese Steinwerkzeuge verfertigte, zur Zeit der letzten Eis- oder Gletscherperiode lebte. Die vorweltlichen Gletscher — man hat in Ostsibirien Moränen und polirte und gestreifte Felsstücke im Goldsande gefunden — zertrümmerten durch ihre beständige Bewegung abwärts in die Thäler die unter ihnen anstehenden Gebirgskuppen, meist den goldführenden Thonschiefer, und bildeten auf die Art den Goldsand, der mit den Resten fossiler Säugethiere auch die runden Steinhämmer enthält. Sie sind aus einem quarzreichen Sandstein verfertigt und mit einem Loche in der Mitte versehen, durch welches der Stiel des Hammers durchgesteckt wurde. In der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg wird die kleine Figur von Bronze eines nackten Tschudischen Bergmanns aufbewahrt, der mit einem Rennthierfell um den Leib bedeckt, in der einen Hand einen solchen Rundhammer in die Höhe hält und dadurch anzeigt, dass der Hammer zur Bearbeitung des Goldsandes diente. Der Goldsand wird meist durch eine sehr hohe Torfschicht bedeckt und erweist schon dadurch das hohe Alterthum seines Ursprungs. Das immer weitere Vorrücken in die Thäler begrub die fossilen Säugethiere und mit ihnen die Steinwerkzeuge der tschudischen Bergleute. Der Goldsand ist mithin durch das Vorrücken der Gletscher entstanden, man erklärt dadurch mancherlei geologische Thatsachen, die bisher unerklärt blieben, z. B. dass das Gold sich in der Nähe der Gletscher d. h. nach oben hin häufiger und in grössern Stücken findet, als weit von ihnen, am Ufer der Flüsse, wohin nur die kleinern Stücke verführt wurden, während die grössern und schwereren oben blieben.

Die Steinwerkzeuge scheinen am frühesten von den Celten verfertigt worden zu sein; sie sassen nach Plutarch, im Leben des Camillus, anfangs im Süden des Ural, des riphäischen Gebirges, und zogen von da, sagt Plutarch, nach Westen und dann nach Norden zum Ozean; das wäre also der Norden Russlands, Finnlands, Scandinaviens und Englands, wo noch jetzt die meisten Steinwerkzeuge ausgegraben werden. Sie sind im Gouvernement Olonetz und in Finnland so häufig, dass sie als Keile und Streitäxte, von kieseligem Urthonschiefer verfertigt, fast überall vorkommen und auf eine uranfängliche celtische Bevölkerung hinweisen, die hier eingewandert war, sobald sich das feste Land gebildet hatte.

Ueberhaupt sehen wir, dass erst Celten und Gallier, dann Cimbern, (die Kimmerier Herodots), nach ihnen Germanen und Gothen nach dem Westen Europa's einwanderten; später kamen die Wenden, obgleich ihre alten

Wohnsitze in den westlichen Gouvernements Russlands, die der Budinen oder westlichen Wenden, schon Herodot bekannt waren. Die Heneter Herodots im Süden von Europa waren ebenfalls Wenden, sie erstreckten sich bis nach dem adriatischen Meere, wo Venedig von ihnen gegründet ward. Nach Norden hin zogen sie sich von den Karpathen nach der Ostsee wo der Sinus Venedicus sehr früh erwähnt wird. Die Tschuden oder Finnen wurden von den aus Mittelasien vordringenden Völkern meist nach dem Norden des asiatischen und europäischen Russlands zurückgedrängt; dies waren die nomadisirenden und ackerbautreibenden Scythen Herodots, während die kriegerischen Stämme, die königlichen Scythen, die Komanen und Ungarn als ritterliche Finnenstämme sich von ihnen trennten und nach der Donau vordrangen und sich weiter westwärts in Ungarn ein neues Königreich gründeten.

Die Slavenstämme sassen auch im Süden Russlands, Plinius erwähnt hier der Serben und die Geten oder Daken nahmen die Westküste des schwarzen Meeres ein und zogen sich von da nordwärts nach dem Dniestr, Dniepr und der Wolga; sie verdrängten dadurch die hier wohnenden Finnenstämme, die sich noch weiter nach Norden hinzogen und sich wie die Sirjanen an der Kama niederliessen; diese verdrängten ihrerseits die Samojeden, die sich dadurch hoch im Norden des europäischen Russlands mit ihren grossen Rennthierheerden niederliessen und jetzt zur dienenden Klasse der Sirjanen herabgesunken sind.

Wir sehen hieraus, wie es mir scheint, dass wir nicht ein Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter unterscheiden müssen, da jedes Volk mit steigender Cultur sich im Anfange derselben erst der steineren, dann der Bronze- und Eisenwerkzeuge und Waffen bediente, sondern dass es viel zweckmässiger wäre, ein celtischgallisches, ein germanisch-gothisches, ein wendisch-serbisches, ein scythischfinnisches Zeitalter anzunehmen und bei jedem Volke die ihm eigenthümlichen Werkzeuge und Waffen zu erwähnen, die in seinen Gräbern gefunden werden.

Im Anschluss an diesen Vortrag legte der Redner zahlreiche wohlerhaltene Tschudische Alterthümer vor, die hohes Interesse erregten und worunter die bemerkenswerthesten folgende waren: ein Ringhammer aus sehr festem Sandstein, ein Celt, ein Paalstab aus Bronze, ein Messer, ein Dolch und eine Nadel, sämmtlich aus silberhaltigem Kupfer und letztere nach unten vorspringend vierkantig gestaltet und oben mit einem Ringe versehen. Ferner aus Bronze ein Cypselus (Mauerschwalbe), der auf der Brust ein menschliches Gesicht und an Flügeln und Schwanz Verzierungen zeigte, und wahrscheinlich als Amulet gedient hat; ein Bär ebenfalls mit einem Gesicht auf der Brust und zu gleicher Verwendung; ein Kahn, worauf sieben Menschen in Verbindung mit Schlangen stehen; ein kleines Steppenbild und ein Instrument aus einem Tschudengrabe, dessen Deutung noch nicht gelungen ist.

Professor Dr. Schaaffhausen erinnert an das Vorkommen der Schlange als Symbol auch im germanischen Alterthum. In fränkischen Gräbern sind zierlich durchbrochene Kupferscheiben mit drei ineinander gewundenen Schlangen als Gürtelgehänge schon mehrfach gefunden

worden. Es folgt nun der Vortrag des Herrn Prof. Petersen aus Hamburg: „über das Broncealter."

Ich komme unvorbereitet und spreche fast aus dem Stegereif, da ich nicht die Absicht hatte; ich glaubte indess dem Wunsch des Präsidiums entsprechen zu müssen, den Inhalt meiner Gratulationsschrift zum Bonner Jubiläum „Ueber das Broncealter bei den Völkern des Alterthums" auch den Gästen, welche dieselbe nicht kennen, mitzutheilen, muss mich indess auf einen kurzen Auszug beschränken, um die allgemeinen Verhältnisse des Broncealters zu schildern. Die gegen die Eintheilung der ältesten Culturgeschichte in drei Zeitalter erhobenen Zweifel erledigen sich durch selbstverständlich zuzugebende Uebergänge, die Ungleichzeitigkeit und längere oder geringere Dauer der verschiedenen Culturstufen bei den verschiedenen Völkern. Unter Broncealter sei daher zu verstehen eine Zeit, in der bei einem Volk die hauptsächlichsten Geräthe und Waffen überwiegend aus Bronce gemacht seien. Der Gebrauch der Steingeräthe könne dabei fortdauern, selbst Eisen nicht ganz unbekannt sein. Jac. Grimm hat gesagt, dass das Broncealter ein unlösbares Räthsel sei und gelöst sei es auch noch jetzt nicht, sofern keine Ansicht von dem Ursprunge der Broncecultur allgemeine Anerkennung gefunden habe. Es giebt verschiedene Ansichten. Einige nehmen 1) an, dass es mit einer früheren Bevölkerung aus Asien eingewandert sei; die folgende Ansicht 2) ist nur eine nähere Bestimmung derselben Annahme, dass nämlich die Broncecultur den Celten angehöre (A. Schreiber), gegen welche sich Lindenschmit ausgesprochen habe, der sie selbst 3) vom Einfluss der Griechen, Etrusker und Römer ableite, wogegen 4) Nilson ihren Ursprung von den Phönikern herleitet, eine Ansicht, die, wenn auch viele Argumente nicht stichhaltig sind, doch der Vortragende noch für die wahrscheinlichste halte. Ganz beiläufig habe Waitz 5) die Vermuthung ausgesprochen, dass die Bronce mit einer andern Bevölkerung aus Afrika eingewandert sei, endlich 6) habe Dr. F. Webel aus chemischen Gründen darzuthun gesucht, dass die Broncecultur dem Norden Europas angehöre und ihren Ursprung in England habe. Zuzugeben sei, dass eine grosse Zahl der Geräthe in den verschiedenen Ländern selbst gegossen sei, was auch die da gefundenen Gussformen bestätigten. Um die Frage nach dem Ursprunge der Broncecultur der Entscheidung näher zu bringen, hat der Vortragende die Nachrichten über Gebrauch und Verbreitung der Bronce bei den Völkern des Alterthums zusammengestellt; es bedürfe aber um zum Ziel zu gelangen einer genaueren Vergleichung gleichartiger Geräthe und Waffen bei allen Völkern, wozu Hr. Staatsr. v. Eichwald einen neuen Beitrag gegeben habe von hoher Wichtigkeit.

Am weitesten zurück können wir die Bronce bei den Aegyptern verfolgen. Obgleich bei ihnen das Meteoreisen früher zur Bearbeitung der harten Steine benutzt zu sein scheine, was die Analogie bei andern Völkern anzunehmen berechtige und Hr. Prof. Brugsch durch den Namen und einen bei den Griechen erhaltenen ägyptischen Mythos bestätige, so zeigen doch die erhaltenen Geräthe und Waffen in Uebereinstimmung mit den Monumenten, dass Waffen und Geräthe überwiegend aus Bronce gefertigt wurden. Alle Metalle

seien nach Brugsch im dritten Jahrtausend v. Chr. G. nachweisbar, Kupfer durch eine Inschrift aus der Zeit der 4. bis 6. Dynastie (3124—2546 v. Chr. G. nach Lepsius oder 3686—3001 nach Brugsch), Bronce durch einen Scarabäus mit dem Namen des Königs Pep. II (2654—2559 v. Chr. G. nach Lepsius, 3114—3014 nach Brugsch). Broncegeräthe seien auch noch mit dem Namen des Königs Photmeo III aus der 18. Dynastie (1591—1565 nach L., 1625—1577 nach B.) bezeichnet.

Bei den Semitischen Völkern sei ein Broncealter noch weniger nachzuweisen, da die Sage von Tubalkain Eisen sogar in die Zeit vor der Sündfluth versetze. In Ninive findet sich Eisen neben Kupfer, doch am zahlreichsten Geräthe und Waffen von Bronce. Zu Mose's Zeit wurden bei den Israeliten alle Metalle genannt und die Kunst sie zu bearbeiten war bekannt. Als indess zur Ausschmückung des Salomonischen Tempels kunstreichere Werke erfordert wurden, rief man Phönikische Künstler zu Hülfe.

Die Phönikier waren auch bei den Griechen durch ihre Kunst in Erz zu arbeiten berühmt und schon in Homers Zeiten kamen die schönsten Broncearbeiten aus Phönikien. Bei Homer sind auch Geräthe wie Beile und nicht nur Vertheidigungswaffen wie Panzer und Schilde, sondern auch Angriffswaffen, Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen von Bronce. Das Wort Chalkos, was man häufig für Kupfer nehme, bezeichne zwar auch dieses, wie es denn als rohes Metall den Beinamen roth führe, an Waffen und Geräthen aber werde der Glanz nicht nur durch Beiwörter gerühmt, sondern sie würden auch durch Vergleichung mit Feuerflammen und Sonne als von Bronce gefertiget nachgewiesen, wie denn Broncewaffen als Reliquien in den Tempeln aufbewahrt wurden und dieselben in neuerer Zeit in Griechenland gefunden sind. Auch sei die Bekanntschaft mit der Bronce in vorhistorischer Zeit bewiesen durch die Broncenägel im Schatzhause des Atreus in Mykene. Wenn nun dieselben Geräthe und Waffen, wie namentlich Beile und Schwerter beim Homer auch aus Eisen vorkommen, so ist es fraglich, ob die von ihm geschilderte Zeit ein Uebergang aus dem Broncealter ins Eisenalter sei, oder ob die Bronce-Geräthe und Waffen aus älteren Gedichten stammen, die den Homerischen zum Grunde liegen. Für letzteres sprechen die in Griechenland wie im übrigen Europa gefundenen Paalstäbe, (Broncebeile mit Schaftlappen) welche dem Broncealter eigenthümlich sind.

In Italien reicht das Broncealter noch tiefer herab; nach Dionysios von Halikarnass sei es nicht zweifelhaft, dass zu Servius Tullius Zeit auch die Angriffswaffen von Bronce gewesen, wie sich denn in Italien in der Erde auch Schwerter und Dolche von Bronce gefunden haben. Das Broncealter sei in Italien aber durch noch viel zahlreichere Paalstäbe und Celte, wozu die von de Sossi sogenannten Beilmesser kommen, nachgewiesen, da dieselben von Apulien bis zu den Terra-mara Lagern Norditaliens vorkommen. Doch sei schon zur Zeit der Vertreibung der Könige das Eisenalter eingetreten, da Porsenna verboten das Eisen anders als zur Pflugschaar zu verwenden.

Um die Geschichte der Broncecultur bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen, sei es nothwendig die gleichartigen Geräthe in ihren verschiedenen Formen genauer zu vergleichen als bisher geschehen. Es kommen dabei besonders die

Broncebeile in Betracht von der einfachen Form ohne Schaftlappen, wie sie in Aegypten vorkamen mit gekrümmten Stil, an dessen Ende die quer gegen den Stil laufende Klinge ohne Schaftlappen eingefügt sei, durch den Paalstab mit allmälig grösser werdenden Schaftlappen bis zum Celt mit Schaftloch. Es fehlte die Zeit dies an Schwertern, Dolchen, Hängeschalen von Gold und Bronce an den Schöpfkellen (Simpulum) und den Broncewagen weiter zu verfolgen. Doch spreche Alles für Aegypten oder Westasien als den Ausgangspunkt der Bronce-cultur und deren Verbreitung durch die Phöniker, obgleich Griechische, Etruskische und vielleicht noch Römische Fabrikate aus Gold und Bronce nach Nordeuropa verbreitet zu sein scheinen, als da noch die Broncecultur herrschend war.

Zu diesem Vortrage bemerkt Herr Dr. Ebers aus Jena, dass phönizische und ägyptische Alterthümer meist miteinander vorkämen und schwer zu unterscheiden seien, und dass man mit dem Ciselirstift aus Bronze Skulpturarbeiten in den härtesten Granit machen könne.

Prof. Dr. Schaaffhausen führt an, dass man aus der Art der Arbeit nur mit Vorsicht auf das Werkzeug schliessen dürfe; so habe man wegen der tief in den Granit eingeschnittenen Figuren an einigen der megalithischen Monumente den Gebrauch des Eisens bei dem Volke, das sie errichtet, vorausgesetzt, bis ein französischer Forscher, Bertrand, gezeigt, dass man solche Arbeiten mit einem Steinmeissel machen könne. Es befinden sich dieselben im Museum von St. Germain. Dass ein rohes Volk diese Denkmale hinterlassen, dafür spreche auch eine Mittheilung von Hooker an die britische Naturforscher-Versammlung dieses Jahres, wonach 300 engl. M. von Calcutta ein halbwilder Stamm von Eingebornen lebt, welcher grosse Steinmonumente errichtet, die den Dolmens, Menhirs, Cromlechs der Vorzeit anderer Länder gleichen. Sie bedienen sich des Feuers zum Brechen der Steine.

Herr J. Vetter aus Carlsruhe erinnert daran, dass auch noch Hannibal zum Steinbrechen das Feuer angewendet habe.

Herr Geiger sagt, aus der Sprachvergleichung gehe mit Wahrscheinlichkeit hervor, dass die alten Indogermanen das Eisen früher als die Bronce gekannt hätten. Im Lateinischen bedeute das entsprechende Wort aes: Erz.

Herr Prof. Petersen bestreitet, dass das dem deutschen Worte Eisen und dem lateinischen aes entsprechende Wort im Sanskrit Eisen bedeute. Wegen Verwendung derselben Wurzel zur Bezeichnung verschiedener Metalle lasse sich nicht beweisen, dass Eisen den Indogermanen vor ihrer Theilung bekannt gewesen sei.

Herr Staatsrath von Eichwald macht auf das hohe Alter der

Tschuden aufmerksam und dass Herodot von einem eisernen Schwert spreche, das die Scythen anbeteten.

Geh.-Rath von Quast ist mit Rücksicht auf die Ansicht des Herrn von Eichwald, der nicht eine Unterscheidung der Zeitalter nach dem Material der Geräthe sondern nach den Völkerschaften für zweckmässig erachtet, der Meinung, dass man nicht jedes Land für sich betrachten, sondern sehen soll, wie es in den Besitz der Cultur gelangt sei. Die Völker hätten offenbar die Metalle benutzt, je nachdem sie ihnen zugekommen. So sei auf den Südseeinseln Alles von Stein, weil hier dieses Material nur zugänglich war, es könne also von einer Bronceperiode daselbst nicht die Rede sein.

Schluss der Sitzung nach 11 Uhr.

Die dritte Sitzung der Sektion fand am 17. September Nachmittags 4 Uhr Statt. Zuerst nahm Herr Graf Przezdiecki aus Posen das Wort zu folgender Mittheilung.

Im Programme ist die Frage aufgestellt: In welchen Gegenden sind bis jetzt Pfahlbauten gefunden worden?

Bekanntlich hat man diese zuerst 1854 am Zürichersee beobachtet, beim Dorfe Meilen.

Seitdem hat man viele Pfahlbauten in anderen Schweizerseen entdeckt, besonders bei Neufchatel.

In der Deutschen Schweiz hat man meistens nur Steingeräthe gefunden; in der Französischen auch bronzene.

Später hat man Pfahlbauten in den Seen Norditalien's gefunden, und im Bayerischen Alpenland. Diese haben Prof. Desor aus Neufchatel und die Prof. Max Wagner und Siebold untersucht.

In Oesterreichischen Staaten hat man Pfahlbauten gefunden im Salzkammergut, in Krain bei Leibach, auch in Mähren. Die letzten sind vom Gymnasialprofessor Jeitteles aus Olmütz untersucht worden.

Im Jahre 1864 hat Herr Büsch Spuren von Pfahlbauten bei Wismar in Mecklenburg entdeckt.

Auf dem ersten Archäologischen Internationalen Congresse in Antwerpen hat Herr von Quast von neuentdeckten Pfahlbauten in Pommern eine Erwähnung gemacht.

Zu dieser Reihe von Entdeckungen bin ich im Stande noch einen kleinen Beitrag aus urpolnischem Lande zu stellen.

Im Jahre 1865 hat Dr. Joseph Lepkowski, jetzt Professor der Archäologie an der Universität Krakau, Spuren von Pfahlbauten im Grossh. Posen gefunden, und zwar am Czeszewer See bei Golancz unweit von Nakel. Am Seeufer befindet sich ein Hügel mit einer Aushöhlung von der Seeseite. Gegenüber diesem Hügel findet man weit hinaus im See eine Menge regelmässig aufgepflanzter Pfähle aus Eichenholz, welche vom Alter ganz schwarz und morsch

geworden, wenn getrocknet zerfallen sie bald in Staub. An demselben Orte am Ufer des See findet man Thongefässe aus grauer, schwärzlicher, nicht ganz ausgebrannter Thonerde, mit Ornamenten in geraden Linien. Daselbst findet man auch Hämmer aus dunklem Granit, Knochen, Hörner und Zähne von Thieren, von denen einige sogar versteinert sind; aber keine bronzenen Geräthe.

Was bis jetzt ausgegraben worden ist, befand sich im Besitz des Eigenthümers von Czeszewo, des als philosophischer Schriftsteller rühmlich bekannten Dr. Carl Libelt. Eine nähere wissenschaftliche Untersuchung dieses Ortes, mit welchem auch die locale Tradition sich beschäftigte, ist noch im Werden; ein Theil der daselbst gefundenen Gegenstände befindet sich schon im archäologischen Museum der Krakauer Universität, und wird jedenfalls von dem Professor der Archäologie in Krakau, Dr. Lepkowski, erläutert, und die Forschungen darüber veröffentlicht werden.

Wenn wir die Pfahlbauten nach der ethnographischen Methode des Dr. Gustav Klemm mit heutigen Bauten in wenig civilisirten Ländern vergleichen wollen, so finden wir eine grosse Aehnlichkeit der entdeckten Pfahlbauten des Alterthums mit den heutigen in Neu Seeland (Prof. Hochstetter), in Neu Guinea, (Dumont d'Urville), in Sumatra und Borneo. Die Hauptstadt der letzten Insel soll an Venedig erinnern.

Die Wände der Pfahlbauten in den Schweizerseen sind aus Reissig geflochten; desgleichen findet man bis jetzt in einigen Wirthschaftsgebäuden in polnischen Dörfern.

Aber am merkwürdigsten ist die Beschreibung von Pfahlbauten im Herodotus, 520 Jahre vor Christi Geburt, welche in der ersten Sektions-Sitzung durch unseren gelehrten Collegen Zestermann uns mitgetheilt worden ist.

Die Pfahlbauten werden durch Herodotus in die historische Periode eingeführt.

Das Zeitalter der Pfahlbauten am Czeszewer See scheint im Zusammenhang zu stehen mit den zahlreichen heidnischen Grabhügeln, welche sich in der nächsten Umgebung davon befinden. In Dobieszewek ist ein förmliches Grabfeld von 200 Magdeburger Morgen; es enthält eine Unzahl von Thongefässen, in welchen nur selten steinerne Hämmer und Aexte vorkommen; wahrscheinlich eine Grabstätte armer Leute.

Etwas ferner hingegen in Manieczki bei Srem liegt ein Grabfeld von nur 2 Morgen und 86 Ruthen in Quadrat. Unter dem ganz flachen Erdboden in einer Tiefe von 25 Centimeter findet man da mehrere Lager von dicht nebeneinander gelegenen Granitsteinen, diese Lager haben eine Breite von $^1/_2$ bis $2^1/_2$ Meter. Unter dem Steinboden findet man gewöhnlich mehrere thönerne Gefässe mit schaalenförmigen Deckeln, voll verbrannter Gebeine. Diese stehen in Mitte verschiedenartiger kleinerer Thongefässe von dunkelrother Farbe mit eingefassten Verzierungen, in der Gestalt von Schaalen, Flaschen und Lampen. Einige sind mit Löchern versehen und dienten wahrscheinlich als Weihrauchgefässe; dabei war auch ein kleiner Löffel aus Thonerde; eine längliche Lampe mit Deckel gehört zu den Seltenheiten in derartigen Gegenständen. Neben

einem solchen Gefässe lag ein Stein, ein sogenannter Donnerkeil. In der Mitte des Grabfeldes ist ein Viereck, wo der Boden von Kohlen ganz gesättigt ist, ohne Zweifel die Leichenbrandstätte. Vom steinernen Altar aber (aestuarium) war keine Spur zu finden.

Die Grabstätte von Manieczki wurde im Herbst 1858 im Auftrag der Philomathischen Gesellschaft zu Posen, durch Herrn Dr. Anton Biatectes wissenschaftlich durchsucht, und die daselbst ausgegrabenen 180 Gegenstände befinden sich im Museum der Gesellschaft in Posen.

Um die hochgelehrte Versammlung mit den Ueberbleibseln der Urzeit in den polnischen Ländern hekannt zu machen, erlaube ich mir ein kürzlich erschienenes Werk mit Lithographien von dem vor einigen Wochen verstorbenen Archäologen Grafen Constantin Tyszkiewicz hier vorzulegen.

Herr Direktor Rein aus Crefeld legt hierauf Stücke eines germanischen Topfes und eine darin befindlich gewesene stark verrostete eiserne Gewandspange aus der Gegend von Lauersfort vor und erwähnt der Pfahlbaureste von Mainz und an der Niers unweit Geldern, wo Gefässe von terra sigillata und Pfähle aufgefunden worden, die also in die historische Zeit hereinreichen.

Herr Berghauptmann Nöggerath bemerkt, dass dies auch von Pfahlbauten am Neufchateller See, in England und von andern festgestellt sei, dass aber nichts desto weniger die meisten Pfahlbauten ein hohes Alter hätten. Hier könne man nicht von einem bestimmten Alter sprechen, sondern dieses müsse jedesmal nach den darin befindlichen Artefakten bemessen werden, und sei immer nur relativ, ähnlich wie die geologischen Perioden zu schätzen.

Herr von Blücher gibt eine Bestätigung zu der Mittheilung des Herrn Grafen Przezdiecki aus Gegenden Mecklenburgs, wo Urnen und andere antiquarische Reste ganz unter den Verhältnissen wie in Posen ausgegraben worden seien. Es fand sich darunter auch eine Fibula von bedeutender Grösse. Herr von Blücher glaubt aber nicht, dass die Funde in die Pfahlbautenzeit gehören. Er erwähnt noch eines Pfahles mit einem daran befindlichen menschlichen Gesichte von eben daher.

Herr J. Vetter spricht über Pfahlbauten am Oberrhein. Er macht darauf aufmerksam, dass bei Laufenburg nach einer Urkunde vom Jahr 1293 damals noch ein vollständiges Pfahlbaudorf bestanden habe. Dort ist nämlich von jeher, wegen des Falls, den der Rhein bildet, der Salm und Lachsfang ein sehr bedeutender und die Hauptvorrichtung dazu die Fischwage, die sich beschrieben findet in seiner Schrift: die Schifffahrt, Flötzerei und Fischerei am Oberrhein, Karlsruhe bei Braun 1864. Diese Häuschen standen auf in den Fluss gerammelten Pfählen, waren aus Holz und Flechtwerk oder einer Bretterverschalung

gebildet und besassen einen Umfang von etwa 12 Fuss ins Geviert. Der Raum, welchen diese Fischerhäuser längs beiden Ufern einnahmen, hätte etwa 200 bis höchstens 300 Schritte in der Länge betragen, danach wäre auf je 20 bis 30 Schritte eine Hütte gekommen, und das Ganze ein förmliches Dorf gewesen.

Da jedoch hier auch eine Landansiedlung am Ufer sich befand, so wohnten die Angehörigen der Fischer nicht in den Fischerhütten, sondern auf dem Lande. Ueberhaupt zeigen die vielen gleichartigen Funde auf dem Lande wie in den Ansiedlungen der Pfahlbauern eine gleichzeitige und gleichartige Bevölkerung. Da die Pfahlbauten des Bodensees, weil hart am Ufer gelegen und von diesem meist überragt, nicht den geringsten Schutz boten, den die Bewohner auf dem Lande besser gefunden hätten, so ist anzunehmen, dass diese Hütten nicht deshalb ins Wasser gestellt wurden. Wenn sich dabei auch Spuren des Ackerbaues und der Viehzucht fänden, so wären sicherlich nicht die Pfahlbauern es gewesen, welche denselben betrieben, sondern die Landbewohner. Redner glaubt, dass es niemals ein besonderes Pfahlbauvolk gegeben, sondern, dass ein Theil der jeweiligen ärmeren Bevölkerung dem Fischfang oblag, dazu seine Hütten ins Wasser stellte, nach und nach zu einer Zunft herangedieh und das ausschliessliche Recht des Fischfangs für sich in Anspruch nahm, wie es am Bodensee und bei Laufenburg seit uralten Zeiten der Fall war und bis in die neueste Zeit sich erhielt. Nach dieser Ausführung würden die Pfahlbauten bis in die Neuzeit reichen, denn die beschriebenen Fischerhütten kommen jetzt noch vereinzelt vor. (Vgl. hierzu die Schrift „J. Vetter, das römische Ansiedlungs- und Befestigungswesen 1868". Note 7.)

Der Vorsitzende, Geh.-Rath Schaaffhausen, legte hierauf der Versammlung den Neanderthaler Schädel und einige dazu gehörige Skelettheile vor, die ihm auf seinen Wunsch von dem Besitzer derselben, Herrn Professor Fuhlrott in Elberfeld, zu diesem Zwecke freundlichst überlassen worden waren. Der Redner sagt, er habe geglaubt, den Mitgliedern des Congresses, welcher die Urgeschichte in den Kreis seiner Untersuchungen aufgenommen habe, das merkwürdigste Ueberbleibsel des Menschengeschlechtes aus der Vorzeit, welches so mannigfache Deutungen erfahren und von welchem selbst angesehene Forscher so viel Irrthümliches ausgesagt haben, vor Augen legen zu müssen. Dieser Fund habe wesentlich dazu beigetragen, die Frage nach fossilen Menschenknochen, für deren Vorkommen er sich bereits im Jahre 1855 gegen die herrschende Meinung ausgesprochen, auf's Neue einer Untersuchung zu unterwerfen. Diese menschlichen Knochenreste seien in einer Höhle des Neanderthales zwischen Elberfeld und Düsseldorf im Jahre 1856 gefunden und in Bezug auf ihre anatomischen Merkmale von ihm im nächsten Jahre mehrmals in den Versammlungen der Niederrh. Gesellschaft und des Naturhistorischen Vereins für Rheinl. und Westf. be-

sprochen worden. Eine ausführliche Schilderung der Knochen und ihre Deutung wurde dann in einem in Müllers Archiv 1858 erschienenen Aufsatze niedergelegt, während Fuhlrott wiederholt über die geologischen Verhältnisse des Fundortes und über die Umstände der Auffindung berichtet hat. Charles Lyell, der die Gebeine in Bonn gesehen und dann den Ort der Auffindung besucht hat, hat in seinem 1863 erschienenen Werke: The geological evidences of the antiquity of man die grosse Bedeutung des Fundes gewürdigt und in den weitesten Kreisen bekannt gemacht. Seitdem ist eine ganze Literatur über diesen in seiner Art einzigen Fund entstanden, der an Wichtigkeit alle andern, die damit verglichen werden können, übertrifft. Er ist es, der neben andern neuen Entdeckungen der anthropologischen Forschung die Richtung auf die Frage nach dem Ursprung des Menschen gegeben hat. Denn auch die 1847 geschehene Wiederauffindung des im Körperbau menschenähnlichsten Thieres, des Gorilla, die in Frankreich im Thal der Somme mit Resten ausgestorbener Thiere gefundenen zahlreichen Kieselgeräthe, die Boucher des Perthes' in demselben Jahre veröffentlichte, die Beiträge der skandinavischen Forscher zur Kenntniss des nordischen Alterthums, die Entdeckungen der Pfahlbauten der Schweiz seit dem Jahre 1853 mussten die bis dahin geltenden Ansichten über den Ursprung und das Alter des Menschengeschlechtes erschüttern und einer andern Anschauung Bahn brechen, die durch die seit 1863 von Lartet und Christy in Südfrankreich gemachten Aufgrabungen von Ueberresten der Rennthierzeit so wie durch die in den letzten Jahren eifrig fortgesetzte Erforschung der belgischen Höhlen durch Dupont, die sich an die früheren von Schmerling und Spring anschlossen, eine neue und wichtige Bestätigung gefunden hat.

Professor Schaaffhausen hält in Bezug auf die Neanderthaler Knochen an der in der angeführten Abhandlung aufgestellten Ansicht fest, dass diese Gebeine für das älteste Denkmal der früheren Bewohner Europa's zu halten seien.

Wenn wir nach der rohen Form eines Werkzeugs auf einen niedern Grad der menschlichen Befähigung, also auf einen rohen Zustand des Menschen zurückschliessen, bei dem wir es finden, so sind wir nicht vor Täuschung geschützt, denn auch der in der Kultur schon vorgeschrittene Mensch kann sich noch eines einfachen und unvollkommnen Geräthes bedient haben und in einem andern Falle kann der Wilde durch Zufall in den Besitz einer kunstreichen Waffe gekommen sein. Wenn uns aber der Mensch der Vorzeit einen Theil seines eignen Körpers

hinterlassen hat, so sind wir bei dem Zustande unserer anatomischen und physiologischen Kenntnisse befähigt nach dem Grade der Organisation ein sicheres Urtheil über seine Bildungsstufe abzugeben. Wie für die Geologie die organischen Reste der verschiedenen Erdschichten die Zeitmesser sind, so werden in Zukunft die Organisationsverhältnisse des Menschen uns auch ein sicherer Führer durch die Perioden der menschlichen Urgeschichte sein. Die vorliegenden Gebeine enthalten den Beweis einer nicht in allen aber in mehreren und wichtigen Merkmalen so tief stehenden menschlichen Bildung, wie sie heute auch nicht bei den rohesten Völkern angetroffen wird. Der Innenraum des Schädels ist durch die geringe Grösse aller die Schädeldecke bildenden Knochen erheblich vermindert, das Gesicht dieses muskelstarken Menschen mit dem vorspringenden obern Augenhöhlenrande, den tiefliegenden Augen und der fast fehlenden Stirn muss einen überaus wilden und thierischen Ausdruck gehabt haben. Wie seine Reste in diese Höhle gelangt sind, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden. Vielleicht hat ihn der Tod darin überrascht, oder er wurde von Andern darin begraben. Steingeräthe wurden nicht gefunden, können aber leicht übersehen worden sein. Die abweichende Schädelform ist weder für künstlich, nach Art der durch Druck entstellten Schädel roher Völker, noch für eine krankhafte Bildung zu halten; weder frühzeitige Verschliessung gewisser Schädelnähte hat sie hervorgebracht, wie Davis geglaubt hat, noch darf man darin die eines Idioten sehen, womit Vogt sie verglichen. Merkwürdig ist das Schwanken selbst namhafter Forscher in der Beurtheilung dieser menschlichen Reste. Mayer hatte zuerst diesem alten Bewohner des Neanderthales den bezeichnenden Namen Palaeander gegeben, fortgesetzte Studien brachten ihn aber wegen der gekrümmten Schenkelknochen zu der fast spasshaften Ansicht, die Knochen könnten von einem Kosaken herrühren, der 1814 in diese Gegend gerathen und dort umgekommen sei. Huxley sprach zuerst seine Verwunderung darüber aus, dass in dieser Hirnschale ein menschliches Gehirn sollte Raum gefunden haben, später aber behauptete er, dass man eine Reihe menschlicher Schädel finden könne, die durch unmerkliche Abstufungen vom Neanderthaler zu der gewöhnlichen Schädelform führe. Die tiefe Stellung der Organisation dieses fossilen Menschen beweisen aber auch die übrigen Skelettheile sowie der Schädelausguss, den der Redner hat anfertigen lassen und den Vogt veröffentlicht hat; es fehlt aber jede Berechtigung zu der Behauptung Kings, dass dieser Mensch noch keine Sprache besessen haben könne. Der Vortrag wurde durch Vorlegung

von Schädeln und Gypsabgüssen niederer Rassen und Affen erläutert.

Prof. Zestermann berichtet hierauf nach einem ihm zugegangenen Briefe von Prof. Geinitz über den Fund von Theilen eines menschlichen Skeletes im Triebotschthale bei Miltitz in Sachsen, welche 6 Fuss tief in der obersten daselbst auftretenden Lehmschicht beim Eisenbahnbau aufgefunden wurden. Sodann gedenkt derselbe einiger Schädel aus den Hünengräbern Sachsens und glaubt, dass sie dem des Neanderthales sehr ähnlich seien [1]).

Die Sitzung wurde um 4½ Uhr geschlossen.

Die vierte Sitzung am 19. September wurde von dem Vorsitzenden, Geh.-Rath Schaaffhausen, um 9¼ Uhr in der Aula eröffnet, da das bisher benutzte Auditorium VI der Universität die Theilnehmer nicht mehr alle zu fassen vermochte.

Den ersten Vortrag hielt Herr Prof. Zestermann. Er schloss an seine frühere Mittheilung an und sprach über die Bestattung der Todten in der Urzeit. Die Balearen zerstampften ihre Todten und brachten diese Reste ihrer Verstorbenen in irdenen Gefässen zur Bestattung [2]). Die Scythen begruben ihre Fürsten unter einem Zelte, welches von vier senkrecht aufgestellten und vier wagerecht aufgelegten Lanzen getragen wurde und somit die Form für die in Deutschland aufgefundenen steinernen Grabkammern abgab. Mit diesen Todten begrub man Geräthe und auch Menschen, die denselben am liebsten gewesen waren. Ueberall häufte man, so viel man konnte, Erde und Steine auf die Grabstätte und so entstanden die Hünengräber. Die berühmtesten Beispiele bei den alten Griechen sind die Bestattung des Patroklus und bei den Trojanern die des Hector, welche Homer beschreibt.

Daran schloss der Redner seine Bemerkungen über die Geräthe der Alten. Er theilte sie in kriegerische und friedliche, in Haus- und Feldgeräthe und machte darauf aufmerksam, dass man wohl mit Unrecht in den meisten alten Geräthen Waffen finden wolle, da doch zum Leben vor Allem der Ackerbau nöthig sei, folglich Feldgeräthe unentbehrlich seien. Unter den kriegerischen Geräthen seien die fern wirkenden die ältesten, der Stein, mit der Hand oder Schleuder geworfen, der Pfeil mit dem Bogen, und der Wurfspiess. Der Pfeil hat bei den Aethiopen, nach Herodot, Steinspitzen, der Wurfspiess hat eine im Feuer gehärtete Spitze wie der Pfahl, den man nach altdeutschem Rechte der Ehebrecherin in's Herz schlug. Von Hausgeräthen erwähnen die Alten irdene Töpfe mit Deckeln, wie wir sie noch in Hünengräbern finden, Trinkbecher von Buchenholz und — aus den Hirnschädeln der erschlagenen Feinde gemacht. So er-

---

1) Prof. Schaaffhausen hat zwei dieser Schädel später bei Hrn. Prof. Zestermann in Leipzig gesehen, sie haben die gewöhnliche celtische oder altgermanische Form, der allerdings die vortretenden Stirnwulste eigenthümlich sind, doch nicht in dem Grade, wie sie der Neanderthaler zeigt. Im Uebrigen sind die Schädel von ihm durchaus verschieden.

2) Diodor Sicul. V. 18. 2. coll. V. 17. 1.

zählt schon Herodot um 440 vor Christo von den Scythen und dasselbe wissen wir vom Longobardenkönig Alboin um 580 n. Chr. Diese Schädel waren bei Reichen mit Silber beschlagen. Andere Hausgeräthe sind die zweischneidigen Messer aus Feuerstein und die Steinkeile von verschiedener Grösse, so dass man sie nur mit den drei ersten Fingern oder mit der Hand fassen kann. Sie dienen mit ihrer schiefgestellten Schneide vortrefflich zum Schneiden auf steinerner Unterlage. Die Trümmer des Kieselschiefers sind häufig schon konisch von Natur und geben also das Muster für die Form des Celt's. Andere Keile, in Holz eingeklemmt, haben als Hacken gedient, solche sind in den Salzbergwerken von Hallein in Salzburg gefunden, noch andere, welche durchbohrt und von sehr bedeutender Grösse sind, haben wahrscheinlich zum Bearbeiten des Feldes gedient. Nach den Steinwerkzeugen haben sich die Broncegeräthe entwickelt, als Messer, Sicheln, Scheeren und Grabscheite. Der Redner sieht nämlich in den Broncemeisseln, den Celten, keine Waffen, sondern Geräthe, mit denen man den Boden bearbeitete. Als Waffen dienen in dieser Zeit broncene Lanzen, Pfeile, Schwerter. Diese Grabscheite setzen sich fort in den eisernen Paalstabs.

Hieran schloss der Redner die Schilderung einiger Charakterzüge der Urmenschen. Sie kennen keine Gesetze, keine Ehe, keine Scham; sie leben thierisch. Im Kriege bemalen sie sich mit Roth und Weiss. Ihren Schlachtopfern ziehen sie die Kopfhaut ab, und hängen sie als Beweise der Tapferkeit an den Zaum ihrer Pferde oder sie machen sich Kleider daraus; die Menschenhaut tragen sie gelegentlich auf Hölzern ausgespannt zu Pferde [1]). So ist also kaum etwas Menschliches an diesen Menschen als die Gestalt.

Diese Mittheilungen mögen bezeugen, dass wir durch Eröffnung der Gräber in der That einen Blick in die Urzeit der Menschen gewinnen.

Herr Oberstudienrath Dr. Hassler nimmt Veranlassung bezüglich des in den Würtembergischen Jahresheften geschilderten Fundes von zahlreichen Rennthierknochen bei Schussenried in Oberschwaben einen Irrthum zu berichtigen. Es wurde nämlich gesagt, dass die hier so zahlreich vorgefundenen Steingeräthe und Splitter aus einem Feuerstein bestünden, der nicht in Schwaben vorkomme, vielmehr von Aussen eingeführt sein müsse. Ein Bauer zeigte aber, dass bearbeitete und unbearbeitete Feuersteine von ganz gleicher Beschaffenheit massenweise in jener Gegend auf und in dem Ackerlande liegen. Es ist anzunehmen, dass sie von erratischen Blöcken herrühren, deren es dort noch viele giebt. Die Gletscher reichten vom Rheinthal bis Oberschwaben. Auf den Rennthierknochen von Schussenried finden sich keine Zeichnungen eingeschnitten. Als auffallend wird noch die Auffindung von Farbstoffen an dieser Stelle erwähnt.

Herr Berghauptmann Nöggerath bemerkt hierzu, dass die Feuer-

1) Herodot IV. 64.

steine, so lange sie noch die Feuchtigkeit ihrer Lagerstätte besitzen, sich leicht nach beliebigen Richtungen schlagen lassen und weist auf die Benutzung dieser Eigenschaft in der Champagne hin, wo ein lebhafter Handel mit solchen geschlagenen Steinen betrieben wird. Noch wurde angeführt, dass die Feuersteine gewöhnlich, rohe wie bearbeitete, mit einer weissen Rinde bedeckt seien, die durch Verwitterung entsteht, indem Kieselsäure aufgelöst und Wasser aufgenommen wird, dass die Stärke dieses Ueberzugs aber durchaus keinen Schluss auf die Länge der Zeit ihres Liegens in der Erde gestatte.

Prof. Schaaffhausen führt an, dass man durch die in Belgien angestellten Versuche erfahren, wie man von nass gemachten Feuersteinknollen in beliebiger Richtung Stücke abschlagen könne und weist auf die den einzelnen Fundorten eigenthümliche Form der Feuersteinkeile hin, die bei Abbeville eiförmig platt, bei Spiennes zum Umfassen mit der Hand eckig gestaltet seien. Er findet eine Bestätigung der Ansicht Zestermanns über den Gebrauch mancher Geräthe der Vorzeit darin, dass ein kleiner Celt, wie er von Bronce in den alten Gräbern Westeuropas häufig vorkomme, von Kupfer in denen der Tschuden, nach Radde im fernen Sibirien noch zum Ausgraben von Zwiebeln gebraucht werde. In Bezug auf den Fund von Farbstoffen bei Schussenried berichtet er, dass Spring auch in belgischen Höhlen darauf aufmerksam geworden sei und glaube, sie hätten den Urbewohnern des Landes zum Bemalen des Körpers und Gesichtes gedient, weil Properz von den alten Belgiern dies erzähle. (L. III. 18. 26.) Der Redner fügt hinzu, dass nach Cäsar die Briten in Felle sich kleideten und sich blau färbten, nach Herodian den Körper sogar mit Thierfiguren bemalten und dass nach Strabo auch die Japoden, eine illyrische Völkerschaft, den Körper bemalt haben, welche Sitte noch nicht ganz dort abgekommen sei, indem bei österreichischen Soldaten aus Illyrien und Dalmatien noch das Tättowiren einzelner Körperstellen häufig vorkomme. Das Tättowiren, bei den Südseeinsulanern am künstlichsten geübt, sei als die höhere Ausbildung des bei so vielen wilden Völkern üblichen Bemalens anzusehen, und habe sich selbst in gebildeten Ländern bei gewissen Handwerkern, z. B. am Rhein bei den Schiffern, noch in auf dem Arm geritzten farbigen Zeichnungen erhalten.

Herr O. Schmitz aus St. Francisco bat um's Wort, um nach der Mittheilung von Nachrichten über die rohen Völker der Vorzeit einige gleichartige Zustände aus dem Leben der heutigen wilden Menschenstämme nach eigner Beobachtung zu schildern. Sein Vortrag lautet:

Im Jahre 1860 hatte ich die vom weissen Manne selten gesuchte und selten gebotene Gelegenheit mit dem Stamme der Apatschen zusammenzuleben, und meinen nicht ganz freiwilligen Aufenthalt unter ihnen zur Beobachtung dieser auf der tiefsten Stufe der Menschheit stehenden Horden zu verwenden. Die Wohnsitze, oder vielmehr das von den Apatschen durchzogene Territorium mag annähernd begrenzt werden von den Flüssen Rio grande del Norte und Rio Colorado zwischen dem 30° und 35° nördl. Breite; richtiger wäre es jedoch von einem Verbreitungsbezirke zu reden, der sich ändert, je nach den Bedingungen der Existenz, die vorgefunden werden. Das angegebene Territorium besteht aus einer meist steinigten Hochebene, 2—7000′ über dem Meeresspiegel, spärlich durchschnitten von Regenstrombetten, die im Laufe der Zeit Rinnen bis 1000′ tief und von 100 bis mehrere tausend Fuss Breite aushöhlten. Wo diese Rinnen stark abfallen, zeigt sich der nackte Fels, meist ein Kalkgestein oder Kieselschiefer, und das Strombett ist nur während der kurzen Regenzeit mit Wasser gefüllt; wo aber ein allmäligeres Gefälle auftritt, findet man einen Thalgrund von verwittertem Gestein angeschwemmt, welcher die Feuchtigkeit zurückhält und eine ausserordentliche Fruchtbarkeit zeigt. Das krause nahrhafte Grammagras, wilde Melonen, Baumwollbaum, Hundeholz, Rotheiche, Gifteiche (Rhus toxicodendron) bilden hier adernartige Oasen. Zuweilen verschwindet der Fluss aber in dem zerklüfteten Boden und tritt erst meilenweit davon wieder an die Oberfläche. Sowie das Wasser der Thalrinne verschwunden ist, ändert sich auch ihr Charakter. Zuerst finden sich noch einige Cactus und Yuccas, dazwischen der unter Staub und Sonnenbrand fortwachsende dem Wilden wie dem Civilisationsmenschen unentbehrliche Meskitstrauch (Acacia aegyptica?), und dann noch etwas weiter fort gar nichts mehr als die trostlose Steinwüste, wie auf den Plateau's neben an; über ihr der 10 Monate im Jahre einförmig klare blaue Himmel. Während der Nacht ist die Luft wunderbar frisch und kräftigend; doch am Tage wirbeln die, durch bis zu 25° reichenden Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht erzeugten Luftströme aus dem mit Alkali auf weite Strecken hin durchtränkten Boden beständig ätzenden Staub in die Höhe, und die fortwährend electrisch geladene Atmosphäre gleicht sich nicht in Gewittern aus, sondern quält den Wanderer durch mit Sand und Alkalistaub gefüllte Windhosen. Selten begegnet man einem Coyoten oder Cuguar; selbst das geflügelte Ungeziefer verschwindet; nur der Hornfrosch schleicht einem verdorrten wandelnden Cactus gleich unter dem Gestein, scheinbar gar keiner Nahrung bedürftig. Was Wunder dass, soll einmal eine Menschenrasse hier leben, dieselbe nicht besonders liebenswürdig ausfällt. Im April während etwa 14 Tagen, und im October und November während 6 Wochen fallen Regenschauer, die in Summe etwa 3 bis 8 Zoll Niederschlag ergeben. Wo dann nicht absolut harter nackter Fels, wo nur ein Spalt im Gestein vorhanden ist, sprosst Gras. Hirsche, Antilopen Bergschaafe, und ihnen nach Bären, Coyoten (Fuchswolf) und die Wolfshyäne (ein meines Wissens von den Zoologen noch nicht classificirtes Thier) verlassen jetzt ihre Schlupfwinkel in den Thälern. Ihnen ähnlich kann auch der Apatsche weiteres Herumschweifen wagen; er zieht auf Raub aus gegen seine eigene Species.

Etwa ums Jahr 700 nach Chr. zogen die Tolteken vom mittleren Mexico nach Norden, bauten Städte bis an den Rio Grande und bis in's nördliche Sonora; sie fanden schon den Wilden der Steinwüste, und gaben ihm wahrscheinlich den Namen Apatsche. Die Tolteken verschwanden, wenn nicht die ackerbautreibenden Stämme der Pima im Westen, und die Moqui und Zunni Indianer im Norden des Apatsche-Gebietes ihre Nachkommen sind; der Apatsche aber blieb. Im 16. und 17. Jahrhundert schoben die Spanier ihre Militairstationen weit in jenes Territorium vor, bauten Forts (presidios) bis nach Santa Rita am Westabhange der Cordilleren unter 32° 40′, wo reiche Kupferminen bearbeitet wurden. Unter ihrem Schutze waren es hauptsächlich die Dominicaner und Franciscaner, welche Gesittung und religiöse Begriffe unter diesen Horden einzubürgern versuchten. Mit allen andern Stämmen gelang es theilweise; nur der Apatsche blieb widerspenstig, meist ganz unzugänglich. Später gaben alle religiösen Orden weitere Versuche auf, und betrachteten das Ebenbild des Menschen in der Gestalt des Apatsche, ganz ebenso wie es die dortigen zahmen Indianerstämme, Mexicaner und Europäer thun, als ein vogelfreies, menschlich gestaltetes Raubthier, dessen Vertilgung äusserst schwierig ist. Bezahlt die Regierung in Bengal 50 D. für jeden erlegten Tiger, so bezahlt die mexikanische Regierung 300 D. für jeden Apatsche Kopf; und doch ist die Zahl der eingelieferten Scalpe sehr gering.

Auf einer Tour von Chihuahua nach San Francisco, wobei mein Plan war, möglichst viel von den noch weissen Stellen der Landkarte zu durchschneiden, traf ich etwa 50 engl. Meilen westlich von Cooks peak, der Wasserscheide des atlantischen und pacific Oceans, unter 33° n. Br. unfreiwillig auf eine das Mondfest feiernde Apatschebande, mit welcher ich mehrere Monate bis zum Colorado herumzog, und dann mich nach vollständiger Befriedigung aller Neugierde davon machte. Das Ergebniss meiner Beobachtungen ist etwa Folgendes:

Der Apatsche ist von kräftiger Muskulatur, besonders in Brust und Armen; das Bein ist weniger gut gebildet; die Wade dünn, der Fuss nicht so platt wie der des Negers; bei kurzen Strecken leisten sie jedoch Unglaubliches in der Schnelligkeit des Laufens. Die mittlere Höhe beträgt $5^1/_2$ Fuss, die Frauen sind wenig kleiner. Das Haar bei beiden Geschlechtern ist von beinahe gleicher Länge, bis zur Schulter, und matt schwarzer Farbe. Der Schädel zeigt verglichen mit andern Indianern etwas Neigung zum mongolischen Typus, besonders in der Stellung der Augen. Die Backenknochen treten stark heraus; der Mund ist breit, die Lippen schmal. Das Auge ist nicht ganz das todte dunkelbraune des Nordindianers, sondern gläsern schillernd, ähnlich dem des Coyoten. Die Widerstandsfähigkeit seines Organismus gegen Hunger und Durst, Temperaturunterschiede und Verletzungen ist ausserordentlich. Ich fand einen Schädel, welcher etwa 1 Zoll über dem Ohre am Hinterkopfe ein Loch von $^3/_8$″ Länge in der Richtung von der Stirn nach dem Hinterhaupt, und $^1/_8$″ Breite zeigte, Von den Enden dieses Loches nach hinten und vorn war der Schädel etwa $2^1/_2$ Zoll nach jeder Seite eingerissen; also wohl durch einen Lanzenstich, der wahrscheinlich bis ins Hirn gedrungen war; der Riss des Schädels war aber vollkommen vernarbt, das Loch ringsum nach Aussen und Innen mit einem

knochenharten Knorpelwulst umgeben. Die Wunde muss also vollkommen geheilt gewesen sein. Von Aerzten wird nicht geheilt bei den Apatschen, sondern es heilt nur die Natur. Alte Weiber, welche sonst bei wilden Stämmen als Wahrsager, Priester oder Aerzte eine geachtete Stellung einnehmen und zuweilen nicht zu verachtende Heilmittel auffinden, existiren hier nicht. Ein Indianer, welcher einen Kugelschuss in den Hinterkopf bekommen, so dass die Hirnschale zerbrochen war, die Kugel aber nicht im Gehirne sass, wurde von einem Weibe behandelt. Sie behauptete das Geschoss stecke noch darin, und begann dasselbe mit dem Munde herauszusaugen. Nachdem ihr pneumatisches Experiment über eine Stunde gedauert, sie auch eine tüchtige Portion Gehirn herausgesaugt hatte, wurde der Mann für wirklich todt erklärt. Heilkräuter fand ich nie bei ihnen, aber auch keine Kranken, wenigstens wurde keine Notiz von solchen genommen. Die Haut ist gelb bis rothbraun; hat jedoch nicht die fabelhafte Kupferfarbe; sondern die der vom Sonnenstich getroffenen Haut. Dieselbe ist ausser der Kopfhaut ganz unbehaart; ihre lederartige Dicke scheint aber einen vollkommenen Ersatz der Kleidung gegen Einwirkungen der Temperatur sowohl als anderer physischer Berührungen zu bieten. Nach einer Wanderung durch Cactusgestrüpp sieht man die Maulthiere häufig bluten, doch nicht den nackten Apatsche. Kleidung in unserem Sinne des Wortes ist ihnen unbekannt, obschon das Fell der Antilopen ein passendes Material bietet. Findet sich aber bei der Beute eine Decke oder ein Kleidungsstück so wird es als Triumphzeichen getragen. Trotz der brennenden Sonne ist der Kopf unbedeckt, obschon sie wissen, wie die Pima's durch Bestreichen der Kopfhaare mit klebrigem Thone eine überall anzufertigende kühle Kopfbedeckung herzustellen. Wird es zuweilen empfindlich kalt, sinkt auf den Hochebenen die Temperatur während der Nacht unter den Gefrierpunkt, so sucht der Apatsche eine Vertiefung im Boden, oder baut sich mit Steinen, Erde und Blätter einen Kessel, 3′ im Durchmesser, 18″ tief; hier krümmt er sich nackt wie er ist hinein, jeder Mann meist allein und steht am anderen Tage erst auf, wenn die Sonne seine starren Glieder wieder erwärmt hat. Wer zufällig eine Decke oder ein Fell hat, legt dies wohl über sich; aber dies ist kein Bedürfniss. Besondere Abneigung zeigen sie gegen alles, was einem Hause vergleichbar wäre. Zum Schutze vor Regen flüchten sie wohl unter Bäume und Felsen, sobald aber das Unwetter vorüber, eilen sie wieder ins Freie. Unsicher und unheimlich fühlen sie sich überall, wo etwas zwischen ihnen und dem Himmel steht. Zum Schmucke bemalen sie das Gesicht mit rothen und blauen Linien; allgemeiner Gebrauch ist es jedoch nicht wie bei den ebenso wilden Comanche-Indianern in Texas, die in Beziehung auf sittliche Gefühle schon weit über dem Apatsche stehen. Tättowiren oder sonstige Gesichtsverunstaltungen, um Schmuckgegenstände hineinzustecken, finden nicht statt. Die Weiber tragen als Schmuck oder Kleidung zuweilen die mit Gehirn eingeriebenen Thierfelle, welche, mit verschiedenartigen Strichen bedeckt, ohne irgend eine Sprachbedeutung oder Nachahmung von Thiergestalten wohl nur den ersten dunkelen Trieb des Darstellens durch die Hand erkennen lassen. Ihre Nahrung besteht aus Eicheln, Erdnüssen, Kürbissen,

Bohnen des Meskitstrauches, Wild, einschliesslich der Ratten, Mäuse und Schlangen; sodann aus den zu Schanden gerittenen gestohlenen Pferden und Eseln. Theils roh theils am Spiesse gebraten wird das Fleisch verzehrt; ebenso die Früchte. Kannibalismus habe ich nicht beobachtet, er mag aber früher existirt haben. Auf eine desfallsige Frage wurde mir erklärt, die Peintahs, ein Indianerstamm nördlich von ihnen, schmeckten gesalzen und taugten deshalb nicht zum Essen. Ihre einzigen Waffen und Hausgeräthe sind Pfeilbogen und Spiess. Die Spitzen sind meist von hartem Holze, zuweilen auch Obsidiansplitter, Eisen oder Kupfer, welches sich sehr häufig gediegen dort findet. Einige wenige Pfeilspitzen fand ich von einer Art Bronze, die stahlgleiche Härte und Elasticität zeigte. Die Bereitungsweise derselben schien ihnen nicht bekannt, sie wurde wenigstens während meines Aufenthaltes nicht ausgeübt. Man sagte mir, dieses Metall würde durch Zusammenschmelzen von Kupfer mit grünen Blättern hergestellt; wahrscheinlich eine Ueberlieferung von einem anderen Stamme, und es waren die Pfeilspitzen wohl ebenso gut gestohlen wie alle anderen Industrieprodukte. Sehr geschickte Schützen sind sie nicht im Vergleich mit andern Indianern; der Spiess wird nicht geworfen; die Schleuder ist unbekannt. Bogen und Pfeil bilden den einzig anerkannten persönlichen Besitz und hieraus folgt die weitere Form ihres Zusammenlebens. Zuweilen gehen sie ganz vereinzelt, oder in kleineren Trupps von etwa 10 ohne Oberhaupt. Nur die Nothwendigkeit zeitweiser grösserer Raubzüge um, nach ihrem Ausdrucke, Pferde und Esel zu holen, scheint sie zu zahlreicheren Ansammlungen unter Häuptlingen zu bewegen. So lange ein solcher Zug dauert, oder die zu verzehrende Beute, oder auch das persönliche Uebergewicht des Häuptlings währt, bildet sich dieser ein vorübergehendes Eigenthum. Hauptsächlich wird ihm das Recht zugestanden, eine Anzahl Mädchen für sich allein zu beanspruchen. Den vom Häuptling gewählten Mädchen wird ein Stückchen Thierfell ins Haar geflochten, und sind sie dann für andere unantastbar. Macht er eine zur Frau, so wird über ihrem Haupte ein Bündel Pfeile zerbrochen. Ausser diesem Häuptlingsrechte besteht nur kürzeres oder längeres Zusammenleben der Geschlechter, keine Ehe. Die Kinder bleiben bei der Mutter, bis sie selbstständig Früchte erhaschen, eine Ratte oder Schlange fangen können; dann verlieren sie sich unter der Horde. Bis ins dritte Jahr werden sie meist noch von der Mutter gesäugt. Die Vermehrung ist schwach, selten rascher als in dreijährigen Zwischenräumen, und erlischt sehr früh bei den Frauen. Das Alter ist schwierig zu errathen, denn sie selbst kennen kaum den Begriff des Jahres, viel weniger denken sie ans Zählen derselben; sie wissen jedoch, dass der weisse Mensch die Kunst versteht auszufinden, wie oft er neues Gras hat wachsen gesehen. Wie die Kranken ohne Arzt zurechtkommen können, so auch die Wöchnerinnen. Andere Weiber helfen wohl zuweilen, meist aber vollzieht die Wöchnerin selbst die Operation der Trennung der Nabelschnur durch Zerklopfen zwischen stumpfen Steinen; und statt der ersten Wäsche bepudert sie das Kind mit trockenem Sande. Ist Jemand seinem Ende nahe, so wird er abseits getragen, wenn der Aufenthalt der Lebenden nicht schon aus dem gewöhnlichen Grunde des Weiterziehens verlegt

wird, im letzteren Falle bleibt er einfach zurück. Todtenklage wird selten gehört; das Geheul des allgemeinen Todtengräbers des Coyote muss dafür gelten. Stirbt eine Frau des Häuptlings oder er selber, so führt der vorherige Zustand eines persönlichen Besitzes, eines Hervorragens aus den Uebrigen die Ceremonie des Bestattens mit sich. Der Todte wird in Hautstreifen eingewickelt, auf einem Bergabhang nach der Sonnenseite zu eingescharrt, und ein oblonger Erd- oder Steinhügel darüber aufgeschüttet. Die Anschauung, dass der Verstorbene weiter lebe, dass es anderswo besser sein könne als hier, oder eine Vorstellung des grossen Geistes wie bei vielen Indianern, ist nicht vorhanden. Sie sind noch nicht zur Stufe des Fetischismus gelangt. Eine einzige Gelegenheit giebt es, wo etwas einem gesellschaftlichen Feste Aehnliches stattfindet, eine Vollmondfeier; nicht regelmässig bei jedem Vollmond, noch genau beim Vollmond, sondern nach Majoritätslaunen, wenn der Mond ziemlich gross ist. Verschiedene Feuer werden angezündet, und ein berauschendes Getränk aus dem in Kürbisschalen gährenden Cactussafte bereitet. Jeder nimmt eine Stellung nach seiner Bequemlichkeit ein, gewöhnlich liegend, und dann beginnt mit Mondaufgang ein gemeinsames Geheul, Nachahmung von Thierstimmen. Es wird begonnen mit dem Geschrei des frassschnüffelnden Coyoten, ähnlich dem Wimmern kleiner Kinder; dies schwellt an zum stärkeren dumpfen Geheul des Bluthundes; dann folgt der heisere Schrei der Wolfshyäne; jetzt wird es lauter und lauter, Alles durcheinander, dass das Echo vom Monde zurückschallt oder eine entfernte Coyotenheerde antwortet und die zwei- und die vierbeinige Heerde sich gegenseitig im wilden Gebrülle zu überbieten suchen. Dann ist plötzliche Stille und statt der wüthenden Bestien Stimmen tönt lang gedehnt und gleichgültig das alberne Eselsgeschrei. Allgemeines Gelächter oder vielmehr tönendes Gegrinse und der Rhythmus beginnt von Neuem, die ganze Nacht hindurch bis zum Untergang des Mondes. Wie schon bemerkt, besitzen die Apatschen keine Hausthiere; an Züchtung wird nicht gedacht; die Thiere werden geraubt, auf der Flucht schon in einem Tage wundgeritten, verspeist und dann wieder neue geholt. Was wir von unserem Standpunkte aus mit Grausamkeit und Wollust bezeichnen, ist bei ihnen der gewöhnliche Gemüthszustand, nur mit dem Unterschiede, dass es nicht beabsichtigt ist, sondern als natürliche Folge der Verhältnisse auftritt. Die Thiere werden nicht geschlachtet, sondern lebendig auseinander gerissen, ohne dass der Apatsche mehr an Grausamkeit denkt, als unsre Köche, die ihren Aal schinden. Trotz der vielen kräftigen Gestalten unter diesen Wilden, findet man doch eine grosse Zahl verkrüppelter und verkümmerter Individuen. Gehen die gesunden auf den Raubzug aus, so bleiben diese als Invaliden-Colonie zurück und sammeln sich im Gefühle ihrer Hülfslosigkeit zu grösseren Trupps. War die Beute nicht ergiebig und die Krieger kommen hungrig zurück, so flüchten die Invaliden meist schon von selbst. Bleiben sie und die Nahrungsmittel werden knapp, so müssen sie zurückstehen vom Mitgenusse und verhungern oder werden mit aller Gemüthsruhe niedergemacht. In seltenen Fällen flüchten sie auch zu fremden Stämmen, in früherer Zeit zu den spanischen Posten, wo sie nach nomineller Bekehrung zu Christen angesiedelt wurden, um als zahme Apatschen

zu leben, zu sterben und selig zu werden oder auch, wenn physisch wieder hergestellt, zur alten Lebensweise zurückzukehren. Keine dieser Colonien hat Bestand gehabt. Persönlichen Muth besitzt der Apatsche gar keinen; sowohl im Kampfe mit dem Thier als mit dem Menschen kämpft er nur aus dem Hinterhalte. Er kennt weder das stoische Sterben, wenn kein Entrinnen möglich, noch das Vertheidigen der Jungen; in Allem nur eine Coyotennatur. Er spricht wenig, das wenige mehr in Gebärden als in Lauten. Kein Gruss bei der Begegnung, sondern ein gegenseitig kritisches Anschauen auf zehn Schritte Entfernung; dann tritt man sich näher, den Bogen auf dem Rücken; ebensowenig kennt die Sprache einen Abschiedsgruss oder Abschiedsgeberde. Die Sprache ist von ähnlicher Bildung wie die meisten amerikanischen, mehr ein Sprechen in Sätzen als in einzelnen Worten. Die Laute sind überwiegend guttural, so dass eine laute Rede fast unmöglich ist; ein Schnalzlaut kommt vor ähnlich dem am oberen Columbiafluss, in Oregon, gebrauchten; das Hülfszeitwort sein existirt nicht; statt dessen dienen die Personalpronomina; andere Pronomina sind nicht vorhanden; selbst die 3te Person im Plural wird nicht durch ein eigenes Wort, sondern durch die anderen ausgedrückt. Ein Mexikaner lehrte mich ein decimales Zahlensystem, wovon die Nummeralien 1—10 Apatsche-Wörter waren; bei meinem Aufenthalte unter den Original-Individuen hatte ich jedoch keine Gelegenheit dieselben zu gebrauchen, bin wenigstens nicht gewiss, dass ich bei Erwähnung derselben verstanden wurde. Es mag nun sein, dass jenes Zahlensystem von den spanischen Priestern aus Apatsche-Wörtern zum Gebrauche bei ihren Colonisationsversuchen gebildet wurde, und nicht von den Apatschen selbst. Zuviel konnte und durfte ich überhaupt nicht sprechen, denn selbst bei den Weibern schien dies nicht allein für Unsitte und unnöthig zu gelten, sondern auch als an das Geschwätz der Mexicaner erinnernd für verdächtig. Diese, auf einem Territorium von der Grösse Deutschlands herumschweifenden Horden werden auf etwa 5000 streitbare Männer geschätzt; vor 50 Jahren schätzten die Spanier ihre Zahl auf 20,000. Das nächste Jahrhundert zählt sie hoffentlich gar nicht mehr.

Herr Dr. Ebers macht einige Bemerkungen über den frühen Gebrauch metallener Werkzeuge bei den alten Völkern, z. B. des Smirgelbohrers beim Bau der ägyptischen Pyramiden. Zu den Mittheilungen des Herrn Schmitz bemerkt er, dass kupferne Pfeilspitzen von grosser Härte in Yucatan unter Anwendung von thierischem Mist beim Schmelzen hergestellt würden, wie die Römer sich zu solchem Zwecke des Ochsenbluts bedienten, und dass das decimale Zahlsystem bei den Apatsches jedenfalls ein entlehntes sei.

Professor Schaaffhausen bezweifelt die letztere Ansicht, indem das Decimalsystem nicht nur für die fortgeschrittenste Cultur als das bequemste sich erweise, was mit der Stellung der Zahlzeichen beim Rechnen zusammenhänge, sondern als die ursprüngliche Art zu zählen fast bei allen wilden Völkern beobachtet und den Fingern der Hand entlehnt sei.

Gallatin hat hervorgehoben, dass einige Völker Centralamerika's nicht wie die übrigen Amerikaner mit 5 oder 10, sondern mit 20 zählen. Kölle fand, dass auch fast alle afrikanischen Zählsysteme mit 5, 10 oder 20 zählen und dass die Zahlworte häufig von den Eigenschaften der einzelnen Finger genommen seien; das beobachte man auch im Türkischen. Auch die Eskimo zählen mit den Fingern. Selbst die römischen Zahlzeichen darf man für die Finger der Hand halten, die V ist die ausgespreizte Hand.

Herr Geh. Rath von Quast lenkt die Aufmerksamkeit auf die in letzter Zeit so viel besprochenen Funde bearbeiteter Knochen aus den Höhlen von Perigord und zweifelt, dass die daran befindlichen Skulpturen das ihnen zugeschriebene Alter hätten, und vom sogenannten Urmenschen herrührten. Er meint, es würde sich eine genaue mikroskopische Untersuchung derselben empfehlen, wodurch vielleicht Schlüsse auf die Werkzeuge für diese Arbeiten gezogen werden könnten. Es bleibe für Manche der Verdacht bestehen, ob diese Arbeiten nicht gefälscht seien.

Prof. Schaaffhausen berichtet, dass die Prüfung dieser Frage im vorigen Jahre dem anthropologischen Congresse, zur Zeit der grossen Industrieausstellung in Paris, in der diese Sachen zu sehen waren, vorgelegen habe. An dem hohen Alter der bearbeiteten Rennthierknochen aus Südfrankreich könne nicht gezweifelt werden, doch weiche er von der Ansicht seiner Fachgenossen in der Schätzung dieses Alters ab, worüber er sich schon öffentlich ausgesprochen habe (Verh. des naturhist. Ver. Bonn 1867.), indem der Kunststyl vieler dieser Schnitzereien auf den Einfluss einer gebildeten Kunstepoche schliessen lasse und die bekannten Versuche wilder Völker in der Bildschnitzerei weit übertreffe. An der Aechtheit dieser in so grosser Zahl gefundenen Arbeiten auf Rennthierknochen könne man nicht zweifeln; auch sei kein Grund vorhanden, das auf fossiles Elfenbein geritzte Bild des Mammuth für untergeschoben zu halten. Aber einige der auf Steinplatten geritzten Zeichnungen von Thierbildern, die in Paris ausgestellt waren, habe er für gefälscht gehalten, weil eine genaue Betrachtung ihm noch den frischen Strich des ritzenden Instrumentes auf dem Steine gezeigt habe.

Herr Prof. Jacobi aus Leipzig hielt nun folgenden Vortrag über den Urprung des Namens der Teutonen.

Wenn man die Küste der Teutonensitze betrachtet, nämlich diejenige von Mecklenburg, Holstein und Schleswig, so gewahrt man, dass dieselbe eine an Windungen sehr reiche ist; eine Beschaffenheit, welche sie mit der, freilich

kürzeren, des ihr westlich benachbarten Diethmarsen theilt. In den Benennungen beider Küsten durch Teut und Dieth erblicke ich eine Topographie derselben und werde deutlich zu machen suchen, dass diese Silben die gewundene Beschaffenheit dieser Küsten aussagen. Ich beziehe mich deshalb auf folgende Ausdrücke: der Dietrich ist ein Hacken, welcher Schlösser aufdreht; die Düte ein bald kegel- bald walzenförmiges Gefäss; der Tüderstrick ein solcher, welcher einerseits an einem, in die Erde geschlagenen Pfahle, anderseits am Körper des grasenden Viehes befestigt wird, damit dasselbe, sich drehend, den der Länge des Strickes entsprechenden Umkreis abweide. Das Eidotter ist an zwei, an den Polen seiner Längenachse angebrachten, in entgegengesetzter Richtung gewundenen Bändchen befestigt, in Folge dessen bei der Tüderung oder Drehung des Eies um seine Achse, der Brutkeim stets oben liegen bleibt. Flachsdotter nennt man eine Pflanze (Cuscuta maj.), welche den Flachsstengel in engen Windungen umringelt und dadurch erstickt. Dattel lautet die Benennung für das, unten walzförmig, oben wie ein Umschlagetuch gewundene Puppengehäuse, und Dattelschnecken diejenige für die Cylindriti und Voluti genannten Schnecken mit gewundenen Gehäusen; der Stamm der Dattelpalme aber ist von seinem spiralig aufsteigenden Baste umschlungen. Die gedachten Küsten nun bieten auch starke Vorgebirge, welche häufig durch Horn bezeichnet werden, wie z. B. »das krumme Hörn« auf der Ostseite der Emsmündung. Nun bedeutet tütschen bei den Hörnern fassen, und diese lassen sich ebensowohl als gewundene Organe, wie als Düten auffassen. Der Todtbach bei Tharandt ist ein sehr stark gewundener Bach und derjenige bei St. Wendel gleichen Namens ist diess durch viele kleine, kurze Krümmungen. Der auf der Küste von Valencia mündende, sehr gewundene Tader der Alten heisst heute Segura und erinnert dadurch an die Sieg, die schwäbische Siggen, die lüneb. Seege; drei sehr gewundene Flüsse. Auch die in Troas liegende Landschaft Teuthrania liegt an einer, durch den Canal zwischen der Insel Lesbos und dem Festlande sehr gewundenen Küste, und die Datichae finde ich in v. Spruner's Atlas antiq. Tab. XIX da eingetragen, wo der Hesydrus in sehr gebrochenem Laufe sich durch die Kette des Imaus (Himalaya) Bahn bricht. — Diese Thatsachen mögen zur Motivirung meiner Ansicht von der Bedeutung des Namens Teutonia genügen. Jedoch erlaube ich mir zu Tüderstrick noch Folgendes beizubringen. Bei Graff finde ich nämlich folgende Glossen, welche zur Erklärung dieser Benennung dienen. Teutonus, catena, teutona, *clava, colpo*. de qua Virgilius teutonico ritu torquere cateias (catenas Juvenal 8) unde et hispani et galli *teutanos* vocant. Salust 3. 4. Juv. 3. Ferner: Clavae vel cateia vel *teutona*, anes, cynnes gesceot. gl. Aelfrici.

Auch muss ich noch Folgendes zu diot erwähnen. Dass diot ahd. Volk bedeutet, scheint mir denselben Grund zu haben, aus welchem, wie Hr. Staatsrath v. Eichwald mittheilte, sich bei den tschudischen Völkern allerwärts der Ausdruck tud für Volk findet. Im Böhmischen lautet nämlich djte, Kind, det, Erbe, und mit dem ihrer Muttersprache angehörigen Ausdrucke für Kind bezeichnen die Beduinen ihre Volksgenossen, so dass also Kind und Volksgenosse synonym gebraucht werden. Jenes djte kann ich mir analog von böhm. jetel sowohl wie detel, Klee, jasen sowohl wie dasen, Zahnfleisch, ferner analog solcher

böhm. Ortsnamen, wie Jetietitz = Tedgetitz; Jedowitz = Diedowitz; Jatketz = Tatketz; Khaa = Thaa u. a. m., sonst nicht erklären, als indem ich mir denke, dass mit dem böhm. Verbum jdu, *inf.* jiti, welches u. a. entstehen, woherkommen bedeutet, ein, durch die Metamorphose djte, Kind uns entzogener Ausdruck jite, Kind, im engsten Zusammenhange gestanden habe. Für eine solche Metamorphose spricht auch noch das deutschböhm. Dode für niederrhein. Gothe, Taufpathin; ferner das, in den Marschländern übliche Tiade für eine Grenzgate, Abzugsrinne im Moraste, wo der Begriff Grenze wohl nur eine Specialisirung ist, die daher entstanden, weil solche Gaten im schlammigen Moraste sehr schwer anzulegen und gangbar zu erhalten sind, weshalb es mit gemeinsamen nachbarlichen Kräften der beiderseits Angrenzenden geschieht. Jiti heisst neben entstehen auch gehen, laufen. Noch beziehe ich mich wegen djte auf waldeck. Düte für Ausgussröhre an Schenkkannen, welchem ostfries. Göthe für bedeckte Röhre zur Seite steht. Endlich darf ich mich darauf beziehen, dass böhm. chatra Jedermann, Leute, Volk, Jeder ausdrückt, und hierbei ist zu erwähnen, dass obiges jiti überwiegend durch choditi, gehen, verdolmetscht wird. Bemerkt man nun, dass Sitta europaea die Bäume und Aeste ringsumlaufende Spechtmeise böhm. djatel, deutsch aber sowohl Kottler wie Tottler lautet, so haben wir auch durch diese Thatsache formellen Grund, das tschudische tud seiner Bedeutung nach als Kind im Sinne der Beduinen aufzufassen, und mit althd. diut, Volk für identisch zu halten. In unserem Kind müssen wir dann, wie in *und* und *and* neben *et*, das n für nasal, und Kid als der ursprünglichsten Form näherstehend betrachten, wodurch dieses jiti und Kid einander unmittelbar nahetreten, dessen Bedeutung dann das einfache »Ankömmling« sein würde. Hiermit ist der Zusammenhang sowohl zwischen catena und teutona, auch Tüderstrick, als zwischen chatra und tud und diut, nach meiner Ansicht, hinlänglich erdietricht.

Nachträglich muss ich noch darauf aufmerksam machen, dass nicht alle mit Teut, Diet und ähnlichen Anfängen gebildete Namen auf örtliche Windung eines Gewässers, eines Abhanges, auf eine Hügelbucht u. dgl. zu beziehen sind. Ich kenne z. B. mehrere Tautenhain in sächsischen Landen, welche Quellorte sind; so auch Töttelstädt, c. 4 M. s.-w. v. Weissensee und Tottleben (Tutileibi) am nördlichsten Quellrinnsale des Urleber Baches, östl. v. Mühlhausen. Hier helfen uns einerseits böhm. *židlo*, Quell (spr. dschidlo), unserem Sod für Brunnen entsprechend, und anderseits böhm. studnize, Quell, Brunnen, wobei ich aus formellen u. zw. anlautlichen Gründen an den böhm. Ortsnamen Icin, Gitschin, Zidzim und Titschein, den 1866er Schlachtort, erinnern will. Da jede Mündung von einer Windung im Terrain begleitet ist, so kann es nicht befremden, wenn auch Mündungsorte, wie z. B. Teutleben, c. 3 M. w. v. Naumburg a. d. S., Tuttlingen a. d. Donau und Duderstadt angetroffen werden. Töttleben, w. b. Gotha, ist Mündungsort und liegt zugleich an einer hervortretenden Windung der Hörsel, während Tüttleben, ö. v. Gotha nur auf die Windung des dortigen Gewässers bezogen werden kann. Auch hierhin gehörige Bergnamen stossen auf. Bei diesen muss man an den knopf- oder kopfförmig, also rundlich blühenden Klee, jetel und detel, und an den Wiesenknopf, Sanguisorba off., böhm. toten, denken.

Der Todtenkopf, s. v. Gotha, präsentirt sich als ein dicker, runder Eckberg, und der Todtberg, s.-w. bei Monreal in der Eifel, ist ein auf der Mündungsspitze zwischen der Elz und einem Nebenbache, aufsitzender Kegel. Mögen diese Beispiele als Fingerzeige genügen.

Da keine Vorträge mehr angemeldet waren und die für die Sitzung anberaumte Zeit bereits abgelaufen war, so schloss der Vorsitzende mit einem Rückblicke auf die Thätigkeit der Sektion und einem Danke an die Redner um $11^1/_2$ Uhr die Sitzung, worauf Prof. Zestermann noch einmal das Wort ergriff, um dem Vorsitzenden für seine umsichtige Leitung der Verhandlungen den Dank der Versammlung zu votiren, was diese mit Beifall aufnahm.

II. Verhandlungen der 2. Section für das Alterthum.

Die Theilnehmer der 2. Section traten am 14. September Vormittags um $10^3/_4$ Uhr zur ersten Sitzung im Kunst-Auditorium zusammen und wählten zu ihrem Vorstand den Herrn Geheimen Ober-Regierungsrath Dr. Pinder als Präsidenten, Mr. de Caumont als Vicepräsidenten, ferner Mr. de Meester de Ravenstein, Herrn Oberst von Cohausen und Mr. Parker.

Der Vorsitzende Geh. Ob.-Reg.-Rath Dr. Pinder eröffnete die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mittheilungen. Die Herren, welche einen Vortrag zu halten beabsichtigten, wurden gebeten, ihren Namen und den Gegenstand in einer zu diesem Zweck ausliegenden Liste einzuzeichnen, wobei etwaige besondere Wünsche wegen eines bestimmten Tages zum Vortrag bemerkt werden können. Nach gehaltenem Vortrag wurden die Redner dann ersucht, eine kurze Notiz über dessen Inhalt für das Protokoll jedesmal abgeben zu wollen. Bisher hatten sich zum Vortrage gemeldet die Herren de Caumont, von Quast und Vetter.

Herr de Caumont legte der Versammlung seine Monographie »Le Mur de Landunum (côte d'or) comparé aux murs de l'oppidum découvert à Mursens etc. Caen 1868« vor, und erläuterte den Inhalt derselben. Ebenso besprach er seine eben publicirte: »Archéologie des Écoles primaires.« Caen. 1868, ein Werk, das als Versuch die Archäologie in den Schulunterricht einzuführen, nicht genug beachtet werden kann.

Der Vorsitzende eröffnete dann die Discussion über die auf pag. 8 des gedruckten Programms verzeichnete Frage Nr. 1 der zur Discussion eingesandten Fragen:

„Welche sichere Kennzeichen giebt es, um die Verwallungen, Strassen und Gräber auf dem rechten Rheinufer, ausserhalb des limes als Werke der Römer von den ähnlichen Werken der Germanen oder anderer Völker in derselben Lokalität zu unterscheiden? Weichen sie von denjenigen ab, welche die Römer in den von ihnen sicher occupirten Ländern errichteten?"

Im Zusammenhang mit dieser Frage steht die von Herrn von Quast empfohlene Frage:

„Auf dem rechtsrheinischen Gebiete hat man gefunden, dass die den Römern zugeschriebenen Heerstrassen aus mehreren neben einander herlaufenden durch

Gräben getrennten und von ihnen begleiteten Wällen bestehen, so dass meistens drei Strassenerhöhungen von vier Gräben begleitet werden. Dieselbe Eigenthümlichkeit hat man auch auf dem stets von den Römern besessenen linken Rheinufer, und daselbst sogar bei Steinstrassen gefunden. Findet diese Eigenthümlichkeit auch anderwärts und namentlich in entfernteren Ländern des ehemaligen Römerreiches ihre Bestätigung, und wie lässt sich dieselbe erklären?"

Herr von Quast erhielt das Wort und forderte Herrn Professor Schneider mit Rücksicht auf seine Localuntersuchungen am rechten Rheinufer und seine über dieselben verfasste Abhandlung auf, sich über die vorliegende Frage näher zu äussern.

Herr Prof. Schneider hob unter den bekannten Römerstrassen zunächst die Heerstrasse von Trier nach Metz hervor, bei welcher man deutlich die drei Wälle parallel neben einander laufen sieht, und deren Seitenwälle bisher für Vertheidigungswälle gehalten wurden. Sodann erwähnte er die Römerstrasse bei Neuss, deren oberer Theil schon früher von Oberst Schmidt untersucht, deren unterer Theil aber, erst in neuerer Zeit aus dem bedeckenden Gebüsch hervorgetreten und blosgelegt, von dem Vortragenden selbst sorgfältig untersucht ist; diese Strasse von grosser Festigkeit zeigt überall dieselbe Eigenthümlichkeit, drei Wälle und vier Gräben. Auch auf der grossen Militairstrasse zwischen Xanten und Nymegen ist diese Anordnung an vier Stellen deutlich zu erkennen. Es entsteht nun die Frage: Sind dies Strassen? oder limites? oder spätere Constructionen? Nach des Vortragenden Ueberzeugung sind es drei Parallelstrassen. Entscheidend ist hierfür ihre Richtung. Limites müssen Strecken abgränzen und demgemäss ihren Lauf auf der Scheide zwischen besetzten Theilen und den feindlichen nehmen. Die hier beobachteten Strassen aber nehmen ihren Weg vom Rhein ins Innere. Sie zeigen dabei einen richtigen gegenseitigen Zusammenhang und sind begleitet von Castellen. Die Hauptstrassen stimmen mit den über die Römerzüge erhaltenen Nachrichten völlig überein. Benützt sind sie später wieder von Carl dem Grossen, wie bei der Schlacht von Bochold, bei Wetzlar und dem Rheinübergang von Lippeheim bei Wesel. Eigentlich wurden sie indess erst wieder in Gebrauch genommen, nachdem Ortschaften rechts des Rheins entstanden, doch legte man nun die Strassen häufig zwischen die Wälle in die Gräben. Wo sie zu neuen Chausseen verwandt sind, sieht man diese Chausseen von Nebenwällen begleitet. Wo die Chausseen eine vollständig andere Richtung nehmen, sieht man getrennt von ihnen alle drei Wälle.

Nach einer Anfrage des Oberst v. Cohausen über die Strassenprofile verweist Herr Prof. Schneider auf die in seinem Werk: Neue Beiträge zur alten Geschichte und Geographie des Rheinlandes, 2. Folge, gezeichneten Profile.

Herr Oberst von Cohausen: „Der Vortrag des Hrn. Prof. Schneider würde mich, und mit mir wohl noch andere, in noch höherm Maasse überzeugt haben von dem Vorhandensein der geschilderten Strassen und Befestigungen wenn es ihm gefallen hätte, uns erst von den Details seiner Untersuchungen

weiter hinauf zu führen zu den umfassenden Ansichten, die er gewonnen. So aber müssen wir bedauern, wenn wir Bezugnamen finden auf Weg- und Wall-Profile von ganz unmöglicher Steilheit, wenn wir gewissermassen mit verbundenen Augen durch die Fluren geführt und nun mündlich belehrt werden von dem, was der Führer zu sehen glaubte. Wir müssen uns an das reelle Beispiel, an Maass und Richtung halten, damit nicht auch unsere Phantasie in ganz andere Richtung fortschweift. Wir müssen ferner verlangen, dass das wirklich Vorhandene uns dargestellt werde, scharf getrennt von den Meinungen des Vortragenden, um so Material in die Hand zu bekommen, mit dem wir vielleicht zu denselben, vielleicht aber auch zu andern Folgerungen kommen. Wenn der Herr Prof. Schneider uns sagt, dass im Kreis Rees drei dammartige alte Strassen nur durch Gräben getrennt neben einander her laufen, so können wir ihm hierzu einige mit Maassen belegte Beispiele verwandter Art beibringen. Eine von Trier in die Gegend von Luxemburg führende Römerstrasse hat nahe jener Stadt zwei und drei rechts nebenher laufende Gräben und Wälle. Die alte Strasse aus dem Neuwieder Becken auf dem Westerwald ist coupirt durch Verschanzungen, welche gleichfalls aus einer Strasse, einem Vorder- und einem Rückenwall besteht.

v. C. gab eine aus dem Zweck der mittelaterlichen Zwingerbefestigung entnommene Erklärung hiefür — der vielleicht auch auf die Reeser Wälle passen könne.

„Mit noch ein paar Worten erlaube ich mir, dem Vortrag vorzugreifen, den Herr Vetter aus Karlsruhe nach mir halten wird, und dessen Inhalt mir aus seiner dem Congress vorgelegten Schrift bekannt ist.

„Auch hier werden Sie das Vorgehen aus einer gefassten Ansicht auf das, was nach dem festen Glauben des Vortragenden nothwendig sein muss, finden. Auch ihm muss ich zurufen, uns selbst den Weg zu führen, den er, wie er sagt, gegangen sei, von unten herauf zu den allgemeinen Uebersichten. Auch ihm muss ich sagen, dass wenige wirklich aufgenommene und objectiv geschilderte Details mir lieber sind, überzeugender auf mich wirken — als die zahlreichsten Castellsignaturen, als die breitesten rothen Strassen- und Verschanzungslinien — mit der eine Karte überwebt ist. — Lassen Sie uns die Bausteine sehen, damit wir an die Festigkeit des Baues glauben."

J. Vetter aus Karlsruhe entwickelte das von ihm bei seinen vielen in Baden, der Schweiz, Württemberg, den unteren Rheingegenden angestellten Untersuchungen entdeckte System, welches die Römer bei ihren Strassenanlagen, Festungen und Thalbefestigungen befolgten und überall, so weit sie kamen, zur Anwendung brachten, sowie die Art und Weise wie die Strassen beschaffen waren. Darnach liefen die römischen Heerstrassen neben den damals schon vorhandenen Landorten vorbei, und neben einer jeden Heerstrasse befand sich ein schmalerer Nebenweg, welche, weil die Ortschaften verbindend, nur Verkehrswege waren, ferner wurden die sämmtlichen Heerstrassen in bestimmten Abständen (etwa von 4 Stunden) durch Festungen (castra, kleine und grössere Lager) und durch kleinere Castelle, welche jene verbanden, beschützt. Gleichfalls war in ganz gleicher Weise ein jedes Thal, vom grössten bis zum kleinsten

herunter befestigt und zwar lagen hier die Festen gleichfalls in bestimmten Abständen und so, dass dieselben durch das ganze Thal eine Signallinie bildeten von der Quelle bis zum Ausgange. Wo eine Feste zugleich zu einer Warte vereigenschaftet war, stand immer eine solche auf einer nahen Anhöhe, durch welche die Verbindung der Festen des Thales oder der Strasse mit denjenigen der Umgebung hergestellt wurde. Ausserdem lagen, hoch erhaben, auf weithin sichtbaren Bergen, besondere Warten (speculae), durch welche auf die grössten Entfernungen hin die Signale gegeben werden konnten, und deren verhältnissmässig wenige genügten zur Verbindung zwischen den Rheinlanden und dem Orient.

Darnach bildete das Ganze der römischen Befestigungsweise ein System, Zufall herrschte hier nicht, keine Lücke war vorhanden.

Zugleich wies Redner nach, dass die grösste Zahl der mittelalterlichen Städte und Burgen in den einst von den Römern besessenen Gebieten aus solch römischen Festen hervorgingen, was auch dafür die einzig natürliche Erklärung gebe, dass diese Städte durchweg ursprünglich keinerlei Gemarkung noch sonstiges Besitzthum hatten, ja nur die Filiale von nahen Dorfkirchen bildeten, was nicht der Fall sei bei den deutschen Städten, welche dadurch entstanden, dass wohlgelegene Orte befestigt wurden; auch glichen sich diese letzteren unter sich nicht, während jene überall ganz gleichartig beschaffen wären.

Herr Prof. Schneider betonte noch die völlige Uebereinstimmung in der Construction der Verschanzungen der rechtsrheinischen Römerstrassen mit den linksrheinischen. Man habe solche häufig in Entfernungen von 20 zu 20 Minuten gefunden. Der Ansicht, dass die drei äusseren Wälle zu Vertheidigungszwecken diese Anordnung erhalten, könne er nicht zustimmen, da sie mit den mittleren vollkommen gleiche Construction, Höhe etc. zeigen. Dass, wie Herr v. Cohausen angedeutet, häufig wohl auch durch Ausfahren entstandene Hohlwege nur scheinbar erhöhte Wälle trennten, gäbe er zu. Doch sei diese Annahme undenkbar da, wo, wie er oft beobachtet, die Wälle sich zu 10, 12, 15 Fuss über das Niveau erhöben.

Herr Dr. Wilms trug einiges über die im Kreise Duisburg gelegene sogenannte alte Landwehr vor. Erst Schneider habe sie als Römerstrasse erkannt. Die spätere Detailuntersuchungen hat Redner selbst gemacht. Auch hier sind drei parallele Wälle, in deren mittleren sich alte Urnen vorgefunden. Bei Duisburg von Grossenbaum nach Norden bis zur Ruhr an der Landwehr entlang geht ein grosses Todtenfeld. Ueber die Ruhr hinweg geht die Landwehr nach Hamborn und Marxloh.

Auf eine Anfrage des Herrn v. Quast über den Grund, warum man die Landwehr für römisch halte, erwidert Herr Dr. Wilms, dass eben in ihr sich die Urnen eingegraben gefunden hätten. Als ein Be-

stimmungszeichen der Zeit könne vielleicht auch ein dort gefundenes Bronze-Medaillon des Kaiser Augustus dienen, welches der Redner vorzeigte. In einer Debatte über die Aechtheit dieses Medaillons zwischen Herrn Dr. Wilms, Herrn von Quast und Andern erklärt der erstere, das Medaillon sei von einem als ehrenwerth bekannten Förster Emting bei Anlegung einer Hecke in einer Urne gefunden, noch am selben Tage an einen dem Redner bekannten Mann verkauft, von diesem leider mit gewaltsamen Mitteln von der Patina befreit und ihm dem Redner übergeben worden. Bei seiner am andern Tage im Försterhaus gethanen Frage, was eigentlich in der Urne gelegen, habe man ihm ohne zu wissen, dass er es besässe, gesagt „ein grünes Bild", mithin habe es die Patina allerdings zur Fundzeit noch gehabt. Die Aechtheit wurde indessen von der Versammlung nicht zugestanden.

Herr Hofrath Essellen theilte demnächst einiges über die von ihm beobachteten Details der Römerstrassen in Westfalen mit. Dort hat er den mittlern Wall breiter (66′) als die beiden andern gefunden, die Wege selbst bestanden aus Sand, in ihnen sind Alterthümer wie z. B. fibulae gefunden, aber auch Gegenstände weit neuern Datums wie z. B. eine Münze Otto I.

Der Präsident schliesst die Sitzung um 12 Uhr 15 Minuten.

Die zweite Sitzung der Section fand am 16. September in der Aula der Universität statt.

Der Präsident eröffnet dieselbe um 10 Uhr 20 Minuten mit geschäftlichen Mittheilungen und legt eine vom Baurath Crüger in Schneidemühl eingesandte Arbeit: „Die archäologischen Entdeckungen im Reg. Bez. Bromberg (Alt Burgund) aus dem 3ten Jahrhundert oder die Wanderstrasse der römisch-griechischen Legion von der Weichsel nach dem Rheine dem Wunsche des Einsenders gemäss auf den Tisch nieder zu beliebiger Durchsicht. Demnächst bemerkt der Präsident, dass der Vorstand durch die erfolgte Abreise des Oberst v. Cohausen einer Ergänzung bedürftig geworden sei. Herr General v. Seydlitz und Herr Abbé Le Petit wurden darauf gebeten, in den Vorstand einzutreten, was unter Zustimmung der Versammlung geschieht. Hierauf theilt der Präsident der Versammlung eine Notiz des Dombaumeisters Cuno aus Xanten über ein Werk des Geometer Buyx in Nieukerke Kreis Geldern mit, eine Karte der Kreise Geldern, Mörs, Crefeld, Gladbach, worauf alle römischen Wege und Landwehren sowie die Fundorte römischer Alterthümer angegeben sind. Das Wort erhält dann zunächst

Herr Parker aus Oxford. Er erläutert unter Hinweis auf die

von ihm in der Aula ausgestellten Aquarelle, Pläne und Zeichnungen einige Punkte der römischen Topographie nach Maassgabe der neuesten Ausgrabungen in Rom, besonders hervorhebend, dass diejenigen des Jahres 1868 für die Geschichte und Topographie der ewigen Stadt bedeutender als irgend andere Entdeckungen der letzten Jahre seien. Hr. Parker begann mit der Auffindung einiger neuen Fragmente des marmornen Stadtplanes aus dem 3. Jahrhundert durch die Mönche von S. S. Cosmas und Damianus im Hofe hinter ihrem Kloster am Fuss einer demselben Jahrhundert entstammenden Ziegelmauer. Letztere mache es unzweifelhaft, dass der Plan an ihr angeheftet und nicht, wie man bisher dachte, eine Fussbodenplattung gewesen sei. Aus dem Vorhandensein des Plans an dieser Stelle zog Hr. Parker den Schluss, dass man hier das Templum Urbis Romae vor sich habe, welches man nach Sta Francesca romana zu versetzen pflege, wo er die Porticus Liviae annehme. Der Redner handelte ferner von den vielbesprochenen Ausgrabungen im Emporium wie von denen, welche die päpstliche Regierung am Palatin nördlich von der auf Befehl Napoleons III. ausgegrabenen Domus Tiberiana veranstaltet habe. Ausgrabungen von denen S. H. der Papst über 60 Photographien habe aufnehmen lassen, von welchem ihm, dem Redner, mehre Serien zur Verfügung gestellt worden seien, deren eine er Hrn. de Caumont für die französische archäologische Gesellschaft, die andere der Bonner Universitäts-Bibliothek überreiche. Nachdem Hr. Parker nun der auf Veranlassung des Instituts für die archäolog. Correspondenz drei Meilen von Rom unternommenen Ausgrabungen gedacht, deren Resultate durch das Bullettino des Instituts veröffentlicht worden seien, gab er eine Uebersicht der von der britischen archäologischen Gesellschaft während des jüngsten Winters und Frühlings geförderten Arbeiten. Diese betrafen die Linie der Servischen Mauer mit der sichern Ermittlung der Porta Capena und der Trigemina, die bisher unbekannten grossen Kammern des Carcer Mamertinus, die muthmassliche Localtät des Lupercal, vorzugsweise aber die Wasserleitungen. Zu den neuesten Entdeckungen in Bezug auf letztere rechnete Hr. Parker die der Quelle der Aqua Appia in einem Steinbruch aus den Zeiten der Könige, dessen die Bewohner von Collatia sich in der ersten Kaiserzeit als Begräbnissort bedient hätten; ferner die eines Theils des Specus dieser Leitung in Rom selbst, wie der Mündung in einer Höhle am Fuss des Aventin gegen den Tiber zu. Die Auffindung eines Castellum aquae im Klostergarten von S. Gregorio, die eines grossen antiken Gebäudes, muthmasslich die Aedes

Camoenarum, anderer Castella aquae u. s. w. schliessen sich den in Rede stehenden an.

Herr Dr. Arsène de Noüe bemerkt zur Geschäftsordnung, dass es ihm wünschenswerth erscheine bei der Debatte über die Gegenstände entweder ein Resultat zu constatiren, oder besonders zu erklären, dass die Frage unentschieden geblieben sei. Auch wünscht er das Programm jedesmal vorher festgestellt und zwar zunächst die gedruckten Fragen in ihrer Reihenfolge durchgenommen und dann erst die schriftlich eingegangenen vorgenommen zu sehen.

Der Präsident: Es seien die Herren mit Bezug auf die gedruckten Fragen aufgefordert worden sich zu Vorträgen in der aufliegenden Liste zu melden. Da dieses für die vorige Sitzung und die heutige nicht erfolgt, dagegen Anmeldungen zu nicht im gedruckten Programm aufgesetzten Fragen eingegangen gewesen, so sei von diesen zunächst diejenige angemeldete Frage zur Discussion in der vorigen Sitzung gebracht, welche mit einer der gedruckten p. 8 Nr. 2 im engsten Zusammenhang gestanden, und so eine gleichzeitige Erledigung ermöglicht habe. Im Uebrigen sei es auch die Absicht des Präsidiums, die gedruckten Fragen der Reihe nach zur Discussion zu stellen.

Nachdem auch Herr v. Quast sich für das Durchnehmen der gedruckten Fragen erklärt, und Herr v. Reumont die von ihm angemeldete Erwiderung auf den Vortrag des Herrn Parker bis nach der Discussion der gedruckten Frage, am Schluss der heutigen Sitzung hinauszuschieben gebeten, stellt der Präsident die Frage, ob Jemand über die pg. 7 Nr. 1 gedruckten These:

„An welchen Merkmalen kann man auf jenen antiken Basreliefs, welche den Tod durch eine Abschiedsscene darstellen, den Verstorbenen erkennen?"

zu sprechen wünsche. Auf die Mittheilung des Herrn Demarsy, dass Prof. Wagner aus Gent, welcher sie zu discutiren wünsche, gerade nicht anwesend sei, wird die Discussion dieser Frage aufgeschoben.

Der Präsident eröffnet demnächst die Discussion über die pg. 7 Nr. 2 verzeichnete Frage:

„Welches sind die Resultate der neuesten Forschungen über die Ausdehnung der römischen Heereszüge in das nordwestliche Deutschland? Giebt es, ausser den Nachrichten der alten Schriftsteller noch sichtbare sichere Spuren des Durchzuges, und des längeren oder kürzeren Aufenthaltes der Römer in jenen Gegenden, und worin bestehen sie? Können dieselben namentlich als Beweise für die Lokalitäten der grossen Schlachten unter der Herrschaft des Augustus und Tiberius nachgewiesen werden?"

welche mit der gestern discutirten Frage über die Kennzeichen der

römischen Verwallungen, Strassen und Gräben der rechten Rheinseite (pg. 8, Nr. 1) im engsten Zusammenhang steht. Es erhält das Wort:

Herr v. Quast zu einer kurzen Bemerkung über den Stand der vorliegenden Fragen: Es sei bis jetzt für deren Beantwortung zu sichern Resultaten noch nicht gekommen. Man habe die Forschung namentlich nach der Gegend der Varusschlacht auch neuerdings eifrig betrieben. Ein Castell in der Nähe von Hamm sei als Lager angesehen worden, die dort angestellten Nachgrabungen des Hofrath Esselen und des Baurath Borggreve hätten den ersten zu der Annahme eines römischen, den letztern zu der eines merovingischen Standorts bewogen. Er wünsche nur eine Discussion über die entscheidenden Kennzeichen herbeizuführen.

Zunächst erhält nun das Wort Herr Vetter:

Er entwickelte im Anschluss an seinen gestrigen Vortrag über die römischen Strassen in eingehender Weise das Befestigungs- und auch das Signal- oder Telegraphenwesen der Römer. In letzterer Beziehung wurde insbesondere hervorgehoben, dass das Signalwesen durch Feuer und Rauch von den meisten alten Völkern: Griechen, Makedoniern, Massiliern, Karthagern u. s. w. gebraucht wurde und dass namentlich für das erstere eine Stelle bei Aeschylos in seinem Agamemnon, wie dieser den Fall von Troja an seine Gemahlin in Griechenland durch Feuerzeichen anzeigte, dafür einen interessanten Beleg abgebe. Dann aber hätten die Römer, nach einer Nachricht des Veget. im c. 6, öfters auch grosse Balken an den Thürmen aufgehängt, um durch das Aufziehen und Niederlassen derselben den Truppen Zeichen zu geben. In dieser Vorrichtung erblickt der Redner das Vorbild des namentlich in Frankreich bis zur Erfindung des elektrischen in Gebrauch gewesenen Armtelegraphen. Uebergehend zu der römischen Befestigungsweise hebt derselbe hervor, dass vor allem Noth thue künftig genauer auf die Unterscheidungsmerkmale der verschiedenen Arten der römischen Festungen zu achten und dass es nicht genüge von Römerstätten zu sprechen. Bisher seien in den meisten Fällen ganz gleichartige Anlagen bald als castra bald als castella bezeichnet, wie es jeweils gerade passte. Da jedoch über diesen Punkt die Klassiker sehr geringe Haltpunkte darböten, sei es ihm, Redner durch ein mühvolles Zusammentragen aller desfallsigen bei den Schriftstellern vorkommenden zerstreuten Stellen und durch Vergleichung mit vielen von ihm untersuchten römischen Plätzen und der aus römischen Lagern und Castellen hervorgegangenen späteren Städte und Burgen gelungen, ganz sichere Anhaltspunkte für die römischen Festungen aufzufinden. Darnach würden dieselben zerfallen in castra (Lager), castella (Burgen), praetenturae (Vorwerke, selbständige Schanzen, — detachirte Forts) und speculae (Warten). Die Form und Ausführung der Castelle sei an sich eine sehr verschiedene, dennoch trügen dieselben einen allen gemeinsamen Charakter; es seien dies die Burgen der spätern Ritter und von 10 können bei uns sicher 9 auf römischen Ursprung zurückgeleitet werden.

Die Lager glichen mehr oder weniger den davon überlieferten Nachrichten

nur darin nicht, dass bei den unsern das eigentliche Prätorium nicht in seiner Mitte, sondern ausserhalb desselben, in Form eines jenes beherrschenden Castells bestand. Diese Verlegung der Feldherrnzelte sei durch die allmählige Lockerung der Subordination im Heere und die Einreihung einer Menge fremder, selbst barbarischer Hülfsvölker bedingt gewesen. Der Feldherr konnte nicht mehr auf die Treue seiner Truppen sich verlassen, er musste sich schützen und dennoch in der Lage sein, dieselben im Zaume zu halten, was er von dem stärkern Lagercastell aus vermochte. Ausserdem wäre ein jedes Lager von mehr oder weniger Vorwerken umgeben gewesen, welche seine sämmtlichen Ueberhöhungen, Terrain-Einschnitte und Defileen bewachten, folglich jeden plötzlichen Ueberfall unmöglich machten.

In dieser Art der Befestigung fände man das Vorbild der modernen: das Lager gleiche der heutigen Festung, das Lagercastell der Citadelle und die Vorwerke den Forts detachés.

Redner drückte noch den Wunsch aus, es möchte über die aufgeworfene Frage über die Erkennungsmerkmale der römischen Mörtel vorerst nicht eingegangen werden, weil derselbe längst mit Sammlung solcher begonnen, diese jedoch noch lange nicht abgeschlossen betrachte, obgleich die an Ort und Stelle selbst gesammelten Proben über 300 betragen und das ganze Gebiet von den Alpen bis nach Schweden umfasse.

Es entspinnt sich nun noch ein Meinungsaustausch zwischen Herrn von Quast und Hrn. Vetter darüber, wie weit nach Deutschland hinein die Römer gelangt seien und bemerkte der letztere in diesem Punkte, dass sich zwischen Rhein und Weser und selbst bis zur Elbe hin, eine Reihe sicherer Spuren der römischen Anwesenheit fänden, welche jedoch, weil einen so sehr bestrittenen Punkt betreffend, nicht in einem kurzen mündlichen Vortrag mitgetheilt zu werden vermöchten, doch wolle er schon jetzt darauf hindeuten, dass eine Römerstrasse an Leipzig vorüber gegen die Elbe hin zog.

Herr Hofrath Essellen fügte den Angaben am gestrigen Tage über die Richtung des alten Weges an der Lippe noch hinzu:

„Die Stadt Lünen, bei welcher jetzt der Weg vom rechten auf das linke Ufer überspringt, wurde um 1328 erbaut. — Vorher fand der Uebergang weiter flussaufwärts, an der Ostseite bei Altlünen statt. In der Nähe des alten Uebergangspunktes sind bei Schiffbarmachung der Lippe in den Jahren 1823—1826 eine Amphora und eine Schüssel von terra sigillata mit dem Namen des römischen Töpfers, — in dem trocknen Sommer 1857 viele alte Beile, eine dolabra und andere Eisensachen auf dem Boden des Flusses gefunden. Der Funde auf und neben dem alten Wege ist bereits gedacht. Dessen hohes Alter wird dadurch erwiesen. — Was den Weg weiter östlich betrifft, so ist anzunehmen, dass er von einer Gegend zwischen Lünen und Hamm eine südöstliche Richtung nahm. Gegen 3 Meilen von der Lippe entfernt beginnt ein Gebirgszug von mässiger Höhe, Haarstrang genannt, der sich bis in die Nähe von Paderborn, also gegen 10 Meilen weit hin-

zieht. Derselbe bildet oben ein Plateau, über welches, bevor Chausseen angelegt waren, eine sehr gesuchte Landstrasse führte. Dass die Römer, wo sie Höhen antrafen, stets den Weg über diese anlegten, ist bekannt; sie werden auch die Militairstrasse nach der Wesergegend über den Gebirgszug, nicht durch die sumpfigen Niederungen an der Lippe geführt haben. Um von der Lippe nach dem Haarstrang zu gelangen, musste ein Weg in der Richtung über Hilbeck, 2 Meilen südlich von Hamm, eingeschlagen werden. Bei diesem Dorfe ist, nach v. Steinens Westfälischer Geschichte, Stück 18, S. 1003 „früher viel Römergeld gefunden worden, von dem Kaiser Augustus, keines aber aus späterer Zeit." Neben dem Wege auf dem Haarstrange, südöstlich von Soest, sind in den letzten 15 Jahren verschiedentlich Münzen späterer römischer und auch griechischer Kaiser, zum Vorschein gekommen. Dieses Alles berechtigt zu der Annahme, dass der Weg über den Haarstrang noch lange als Militairstrasse benutzt worden.

Hieran knüpft sich eine Debatte zwischen dem Redner und Herrn von Quast, in welcher Herr v. Quast in der von Herrn Essellen berichteten Eigenthümlichkeit, dass einige der dort gefundenen Thongefässe im Innern die Spur des Rauches und Feuers zeigten, einen sicheren Beweis erkannt, dass sie im Freien gebrannt und unrömisch seien. Ferner betonte derselbe, dass in der Bumannsburg, dem Lager neben der alten Strasse, sich überhaupt germanische Gegenstände gefunden hätten. In die Discussion tritt dann auch Herr Vetter ein, indem er das Gebiet der Römerzüge glaubt bis nach Leipzig und Goslar nachweisen zu können, wogegen Herr von Quast bemerkt, dass nur da, wo nachrichtlich auch die Römer hingekommen wären, an römischen Ursprung der Städte gedacht werden könne.

Herr Essellen macht aufmerksam, dass neben den germanischen Funden in der Bumannsburg, welche als sehr seltene altdeutsche anerkannt, auch einige unzweifelhaft römische angetroffen worden seien. Das Vorkommen germanischer Sachen weise das Lager auch nicht als ursprünglich germanisch nach, weil bekanntlich die alten Römerlager später von den Deutschen benutzt seien.

Herr von Quast hebt die Abhandlung des Herrn Borggreve in den Schriften des Westphälischen Vereins hervor, in welcher derselbe berichte, dass Gegenstände unzweifelhaft römischen Ursprungs in dem Leichenfelde bei Beckum nicht gefunden seien, dagegen z. B. eine Goldmünze barbarischen Gepräges nachjustinianischer Zeit.

Nachdem Herr v. Quast sein Bedauern darüber ausgesprochen, dass eine weitere Discussion nicht mehr geführt zu werden scheine, erhält das Wort:

Herr Professor Petersen, welcher die Versammlung auf ein

Werk des Herrn Wiberg: Ueber den Einfluss der classischen Völker auf den Norden durch Handelsverkehr, Hamburg 1867, aufmerksam macht.

Der Vorsitzende bemerkt bei dieser Gelegenheit, dass der Fund römischer Gegenstände durchaus nicht Anwesenheit der Römer beweise.

Herr von Quast erläutert diese Bemerkung noch durch das Beispiel der in Fünen, am Taschberg in Angeln und im Sundewitt gefundenen Alterthümer wo z. B. eine barbarische Nachbildung eines römischen Helmes nicht unähnlich den gegenwärtig in Bonn auf der Ausstellung vorhandenen, gefunden worden sei.

Herr Dr. Ebers gibt ein weiteres Beispiel von den an der Düna gefundenen Münzen, z. B. des Marc Aurel, und selbst einer griechischen Statuette.

Herr Prof. Petersen interpellirt den Vorsitzenden über die Aufstellung der in Kiel noch in Kisten ruhenden Alterthümer, worauf

der Präsident ihm die Erklärung gibt, dass die Staatsregierung die nöthigen Schritte zur Wiederaufstellung bereits gethan habe.

Herr von Reumont beschränkte sich auf die Bemerkung, dass, wie dankenswerth die von der Britischen archäolog. Gesellschaft in Rom wesentlich auf Betrieb des Hrn. Parker unteronmmenen Arbeiten und die Reproducirung der Bauwerke durch die Photographie immer sein mögten, man vermeiden müsse, auf dem weiten Felde römischer Topographie aus einzelnen Entdeckungen zu rasche Folgerungen zu entwickeln. Nur aus genauer Vergleichung der Resultate anderweitiger Forschungen, wie sie, in Bezug auf einige der von dem Hrn. Vorredner berührten Punkte, neuerdings z. B. durch Herrn P. Rosa für den Palatin und die Via Appia, durch Hrn. De Rossi für die Localität von S. S. Cosma e Damiano, durch das Capitolinische Archäologische Institut u. s. w. veranstaltet worden seien, mit denen fortgesetzter Ausgrabungen, würden sich sichere Schlüsse ziehen lassen, statt die Hypothesen zu vermehren, an denen dieses Gebiet so überreich sei und die man sich oft mit so grosser Mühe wieder vom Halse schaffe. Namentlich müsse man sich vor der Gefahr hüten die Bauperioden zu verwechseln: gerade hiebei könnten die zahlreichen von Hr. Parker beschafften Lichtbilder treffliche Dienste leisten, wenn man auch oft mit seinen topographischen Neuerungen in Widerspruch gerathen dürfte.

Der Präsident legt nun die Frage Nr. 3 p. 7 vor:

„Welches Ziel hatte Julius Cäsar bei seinem zehnjährigen Proconsulat von Gallien im Auge?"

zu welcher sich bei Nichtanwesenheit des Referenten keiner zum Wort

meldet. Auf Bemerkung des I. Generalsecretärs, Herrn Prof. aus'm Weerth, dass für die folgenden drei Fragen die Ankunft der Herren Professoren Köchly von Heidelberg und Lindenschmidt von Mainz abgewartet werden möge, wird beschlossen, auch die Frage über die Unterscheidungs-Mermale des römischen und mittelalterlichen Mauerwerks in einer vereinigten Sitzung der zweiten und dritten Section am folgenden Tage in der Aula zur Discussion zu bringen.

Nachdem noch Herr von Caumont, das Bulletin archéologique chrétien von de Rossi in Rom in der französischen Uebersetzung des Mr. Abbé Martigny in Belley der Aufmerksamkeit der Versammlung empfohlen und Subscriptionseinladungen [1]) auf den Tisch niedergelegt, schliesst der Präsident die Sitzung um 12 Uhr.

Die dritte Sitzung ward am 17. September Morgens 10 Uhr in der Aula vereinigt mit der III. Section abgehalten und übernahm für dieselbe auf Wunsch der beiden Präsidenten der II. und III. Section, Geheimrath v. Quast das Präsidium, die Herren Dr. Kraus und Caplan Aldenkirchen das Secretariat.

Zur Verhandlung lag zunächst die Frage p. 8 Nr. 2 des Programms vor:

„Gibt es sichere Unterscheidungs-Merkmale zwischen dem Mauerwerk der Römerzeiten und des Mittelalters; worin bestehen dieselben?"

Herr v. Caumont bemerkt als Vorfrage, dass man zunächst innerhalb der älteren Bauperiode des Mittelalters doch Trennungen vornehmen müsse, indem sich merowingische, karolingische und spätere Bauten nicht allein von römischen, sondern auch unter sich verschieden zeigten und desshalb zunächst einzeln ins Auge zu fassen seien.

Herr Vetter beansprucht als charakteristisches Merkmal römischer Bauweise in Deutschland die Anwendung der Buckelquadern, kann aber nicht umhin auf vielfachsten Widerspruch zuzugeben, dass diese auch bei mittelalterlichen Bauten vorkommen.

Prof. Schneider bemerkt, dass er trotz langer, eingehender Untersuchungen bisher kein bestimmtes Kriterium zur Unterscheidung römischer und mittelalterlicher Bauwerke habe finden können. Es werde wohl stets erforderlich sein, neben den Mauerresten auch noch eine ganze Reihe von andern Umständen zu berücksichtigen, um annähernd zu einem sichern Resultat zu gelangen.

---

1) Inzwischen sind von dieser französischen Ausgabe die Jahrgänge 1867—70 erschienen.

Dr. Rein hebt die Unsicherheit in Bestimmung des verwandten Materials bei römischen Bauten hervor, insofern, als man nicht wisse was ursprünglich unter und über der Erde gestanden, und verlangt desshalb bei Mauerfunden eine genaue Untersuchung nicht allein dieser, sondern auch der an und bei solchen Mauern sich findenden Schuttreste. Seien diese römisch, so werde auch das Gebäude nicht dem Mittelalter angehören.

Prof. Schneider bezweifelt die Richtigkeit des Satzes, dass, wenn irgendwo keine mittelalterlichen, wohl aber römische Reste gefunden werden, dort auch keine mittelalterlichen, sondern bloss römische Ansiedelungen anzunehmen seien. Er erklärt weiter die viel verbreitete Ansicht, der Tuffstein sei das gewöhnliche Baumaterial der Römer gewesen, für völlig unrichtig, weil nirgends ein Beweis dafür sich finde. Substructionen aus Tuffstein sind ihm wie dem Vorredner in Asberg allerdings auch bekannt geworden, nicht aber Tuffsteinmauern über der Erde. Bei letztern Bauten wurden nach seiner Ansicht meist Ziegel benutzt. Er wünscht desshalb genaue Constatirung, ob z. B. in Asberg wirklich überirdischer römischer Tuffsteinbau sich finde: es wäre diess das erste Beispiel für das Vorkommen desselben am Niederrheine.

Geh. Rath von Quast wünscht mit der in der Discussion begriffenen Frage die fernere Nr. 3 auf pag. 9

„welche römische Baudenkmäler gibt es in Deutschland noch über der Erde?“

verbunden zu sehen, um so die Verhandlung eher zu einem entsprechenden Resultat zu führen. Er verweist mit besonderem Nachdruck auf die weltbekannten fünf römischen Bauwerke in Trier, auf den Eigelstein zu Mainz, das Monument zu Igel u. s. f., weil sie alle in ihrer Construction von einander abweichen und auch ganz verschiedene Steinarten zeigen: Sandstein, Bruchstein, Ziegelstein u. s. f. Die Mehrzahl der überirdischen römischen Mauerreste besteht aus Bruch- oder aus dünnen, langgestreckten Ziegelsteinen. Den angeblichen Unterschied in Construktion des über und des unter der Erde sich findenden Mauerwerks will Redner schon desshalb nicht weiter untersuchen, weil ein sicheres Resultat dabei doch überhaupt kaum zu erlangen sein dürfte, da dafür immerhin zu wenig überirdische Mauerreste aus Römerzeiten erhalten sind und doch das jetzt unter der Erde gefundene verschüttete Mauerwerk meist als früherhin über der Erde stehend zu betrachten sei. Noch weniger will Redner aber die Buckelquader des Herrn Vetter als Kriterium gelten lassen, da ihm kein einziger, nachgewiesen echter römischer Buckelquaderbau in Deutschland bekannt geworden ist, wol aber viele mittelalterliche,

namentlich bei den Burgen in Nürnberg, Wimpfen am Berg, Eger Gelnhausen u. s. w., die alle nicht über die Mitte des XII. Jahrhunderts hinaufgehen. Als eins der sichersten Kriterien römischer Bauweisen nimmt er das Vorkommen der dünnen langgestreckten Ziegelsteine an, doch glaubt er daran erinnern zu sollen, dass auch diese alten Ziegel im Mittelalter wieder zu Neubauten benutzt wurden, wie diess z. B. am Trierer Dome unter Poppo im XI. Jahrh. geschehen. Auch die dicken Mörtelschichten, deren Vorkommen sich freilich ebenfalls wieder ziemlich weit ins Mittelalter hineinerstreckt, nimmt er als ein weiteres römisches Kennzeichen an.

Herr Vetter bestreitet einzelne Mittheilungen des Vorredners, seine Behauptungen in Betreff der Buckelsteine, unter Hinweis auf eine Anzahl von Thürmen in Süddeutschland, aufrecht erhaltend.

Dr. Kraus erinnert daran, dass die Frage nach der Fortdauer der römischen Bautechnik wesentlich zusammenhänge mit der Frage nach der Continuität römischer Bildung in den von den Barbaren occupirten Provinzen. In verschiedenen Gegenden sei diese Frage verschieden zu beantworten. Italien und Südfrankreich hätten noch längere Zeit römische Bildung und Bautechnik bewahrt, während, wie wir aus historischen und neuerdings aus epigraphischen Quellen wüssten, die römische Cultur am Rhein durch die fränkische Occupation völlig und auf einmal unterdrückt worden sei. Es sei höchst wahrscheinlich, dass die römische Kunst und Technik in unsern Landen damit ganz verloren ging: sie hätte sich so wenig erhalten, dass im VI. Jahrhundert Bischof Nicetius von Trier italienische Bauleute zu seinem Dombau berufen musste. Man müsse die Frage demnach localisiren und mit steter Rücksicht auf Topographie und Geschichte des betreffenden Landes untersuchen. Für das Rheinland empfehle sich Trier vor Allem zum Studium des Gegenstandes. Es besitze verhältnissmässig viele und gut conservirte römische Denkmäler, aus denen sich im Vergleich mit den daneben stehenden mittelalterlichen sichere Kriterien gewinnen liessen. Man habe als Kennzeichen römischer Technik von Mörtel und Ziegelstein gesprochen: beide seien in neuester Zeit auf ihre Zusammensetzung chemisch untersucht worden und es sei hinreichend festgestellt, dass ihre Bestandtheile sich in keinem spätern Cement resp. Ziegelstein vollständig wiederfänden.

Herr von Quast constatirt gegen Herrn Vetter, dass die Archäologen-Versammlung 1867 in Freiburg den Nachweis erbracht habe, dass weder die Thürme zu Eger, Nürnberg und Baden, noch überhaupt die in Süddeutschland sich findenden Thürme römisch seien.

Archiv-Rath Eltester führt als Beweis für die Fortdauer römischer Technik im Mittelalter einen Thurm in der inneren Stadtmauer zu Boppard an, welcher, ganz nach römischer Manier d. h. in Gussmauer mit Ziegelstreifen erbaut, doch durch einen daran sich findenden mit einer Inschrift versehenen Stein als eine mittelalterliche (13. Jahrh.) Restauration eines ursprünglich allerdings römischen Bauwerkes erwiesen sei.

Prof. Schneider glaubt auch, dass die römische Technik sich noch lange erhalten habe. In Bezug der römischen Verwendung des Tuffs hat er weder auf dem rechten noch auf dem linken Rheinufer, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, überirdische Tufsteinbauten finden können, und glaubt sich desshalb bis zu einem entgegenstehenden Beweise berechtigt, das Vorkommen solcher Bauten in Abrede zu stellen.

Herr von Quast constatirt ebenfalls, dass bis ins Mittelalter hinein die Bautechnik eine römische gewesen sei und dass dieselbe wol durch einen Theil der Bevölkerung traditionell erhalten worden sein könne; dass ferner sehr wol die römische Bautradition von daher, wo die römische Technik noch blühte, durch die geistlichen Ordensgenossenschaften aufs neue aufgefrischt und wiederbelebt worden sein könne.

Kreisbaumeister Cuno hält eine Untersuchung der vielen, als römisch bezeichneten Brunnen für angemessen und erwähnt des aus Tuffstein gebauten römischen Brunnens im Gräff'schen Garten bei Xanten.

Graf Stolberg-Wernigerode will die Akten über unsere Frage noch nicht geschlossen wissen; er macht auf das südliche Tyrol aufmerksam, in welchem der Uebergang vom römischen zum mittelalterlichen Bau noch nicht genügend untersucht sei.

Prof. aus'm Weerth legt in Bezug der Unterscheidung von römischem und mittelalterlichem Mauerwerk besonderen Nachdruck darauf, dass im Durchschnitt alles römische Mauerwerk mit grösserer technischer Sorgfalt, reichlicherer Mörtelverwendung und solider gebaut sei, als das spätere fränkische und frühmittelalterliche. Für ihn bildet der Grad der Solidität des Baues ein erstes Kriterium in unserer Frage. Er glaubt vor Allem Verwahrung einlegen zu sollen gegen den Schluss, dass zu einer Zeit nur in einer bestimmten, in andern Zeiten wieder in anderer Steinart gebaut worden sei; indem ja die grossen Römerbauten in Trier in den allerverschiedensten Materialien errichtet erscheinen und auch bei den meisten Römerbauten verschiedene Materialien in ihren einzelnen Theilen nach Massgabe örtlicher und zwecklicher Rücksicht vorkämen. Ebenso müsse er sich gegen die These

Schneider's über den Tuff aussprechen, welche ihm ebenso irrig dünke als diejenige, früherer Zeit — welche Prof. Schneider mit Erfolg bekämpfte, — dass die romanischen Tuffsteinbauten des Mittelalters römische Bauten seien. Er glaubt, dass gerade die romanischen Tuffsteinbauten sichere Zeichen seien, dass an ihrer Stelle oder in ihrer Nähe ehemals römische Tuffsteinbauten gestanden, deren Material man zu späteren Bauten benutzte: wie dies ja das Kloster Himmerode bei Trier beweise, das 1202 mit den Steinen des Trierer Amphitheaters urkundlich erbaut wurde und ebenso urkundlich Xanten im ganzen Mittelalter Handel mit den Tuffsteinen trieb, die man durch Abbruch der Thürme der Castra vetera und durch Ausgraben gewann. Auch die vor wenig Jahren niedergelegte Abschlussmauer des Kölner Domchores mit ihren massenhaften römischen Ruinenstücken sei ein schlagender Beweis, dass die altrömischen Bauten als die Steinbrüche des Mittelalters betrachtet wurden. Wie diese Annahme dadurch gestützt werde, dass auch historisch alle spätern mittelalterlichen Städtebildungen gerade auf den römischen Niederlassungen sich erhoben, sei einleuchtend. Uebrigens müsse man bei der Behandlung dieser Frage doch davon ausgehen, die Tuffsteinbrüche des Brohlthals als Heimath alles am Niederrhein verwendeten Tuffmaterials anzusehn: Gerade diese aber wiesen durch die fortwährend darin aufgefundenen ausschliesslich römischen Spuren, denen sich keine mittelalterlichen Funde an die Seiten stellten, eine Ausbeutung in mittelalterlicher Zeit weit ab. Redner vermöge desshalb nur der Ueberzeugung zu huldigen, dass die Römer in weitester geographischer Ausdehnung neben den verschiedenartigsten andern Materialien auch den Tuff zu ihren Bauten benutzten.

Dr. Kraus bemerkt gegen Archiv-Rath Eltester, dass der Bopparder Thurm nur ein Pendant sei zu den beiden früher für römisch geltenden, in Wirklichkeit aber mittelalterlichen Thürmen in Trier (in der Dietrichstrasse und im Garten des Präsidialgebäudes). Diese drei Thürme weichen in ihrer Construktion und in ihrem Material durchaus ab von zahlreichen in Frankreich und Italien erhaltenen ähnlichen Monumenten; letztere weisen sich alle als nach der von Vitruv überlieferten römischen Constructionslehre erbaut aus, die aber bei den genannten Thürmen gänzlich unbeachtet geblieben. Der Thurm in Boppard könne also keinen Einwand begründen.

Herr von Quast bemerkt dass Vitruv die Befestigungsbauten nicht in den Bereich seiner Darstellung gezogen habe, die doch nothwendig mit anderer Technik als die gewöhnlichen Bauten hätten errichtet werden müssen. Redner bestreitet dann die absolute Solidität

des unter der Erde sich noch findenden römischen Mauerwerks mit Hinweis auf Nennig und Fliessem, wo allerdings die bedeutende Erdfeuchtigkeit zerstörend eingewirkt haben könne. Als weiteres Kriterium habe man früher vielfach angeführt, dass dem römischen Mörtel kleine Ziegelbrocken beigemischt worden seien: aber da ähnliches auch noch später stattgefunden habe, so sei auch dies Kriterium nicht hinreichend unterscheidend.

Prof. aus'm Weerth betont, dass er mit seinem Kriterium der Solidität nicht den Grad der augenblicklichen Erhaltung solcher Bauwerke, sondern selbstverständlich nur die Art und Weise ihrer Erbauung und der bei dieser angewandten Solidität im Auge gehabt habe. — Auch er constatirt das spätere Vorkommen römischen Mörtels, dessen Beimischung aber häufiger aus Kieselstückchen bestehe; auch Holzkohle komme vor.

Prof. Schneider will vor Allem zur Vorsicht bei Beurtheilung von römisch sein sollenden überirdischen Tuffsteinbauten aufgefordert haben. In Bezug des Xantener Tuffstein-Brunnens bezweifle er, dass derselbe ein römischer Bau sei, da dafür keine Beweise vorliegen.

Kreisbaumeister Cuno bezeichnet als solche die umliegenden römischen Gräber, und die im Brunnen gefundenen römischen Anticaglien nach dem Berichte in Houbens Publication dortiger Alterthümer.

Herr von Quast resümirt: Die Römerwerke zeichnen sich durch Solidität der Technik aus, die sich aber durchaus nicht auf ein bestimmtes Material beschränkte, sondern möglichst das zunächstliegende benutzte. Die Tuffsteinfrage muss in Rücksicht weiter zu sammelnden Materials als noch nicht spruchreif späterer Forschung überlassen werden. Im Mittelalter kommen mit dem Alterthum verwandte Bauformen vor; zwischen beiden finden sich, je nach dem Wechsel und Schicksal der Bevölkerung, vielfache Uebergangsformen. Das Hauptkriterium bleibe immer das taktvolle Gefühl des Archäologen, wie solches früher von Dr. Pinder betreffs der Münzen betont worden sei.

Am Nachmittage desselben Tages 4 Uhr fand ebenfalls in der Aula die vierte Sitzung statt.

Der Präsident theilt der Versammlung zunächst mit, dass ausser den noch zu behandelnden gedruckten Fragen die angekündigten Vorträge der Herren Parker, Graf Hundt und Graf Przezdziecki hinzutreten werden. Hierauf bemerkt er hinsichtlich der gedruckten Fragen:

Da Herr Wagener, welcher über den Gegenstand der ersten Frage habe sprechen wollen, nicht anwesend sei, so wäre sie ferner zu

verschieben, die zweite Frage sei bereits abgehandelt. Ueber die Fragen 3 und 4 wird, da sich Niemand zum Worte meldet, hinweggegangen, ebenso ferner über 5 und 6, indem die Herren Professor Köchly und Lindenschmidt noch immer nicht eingetroffen sind. Vom Nachtrag auf pag. 8 wurden Nr. 1 schon am ersten und zweiten Tage, Nr. 2 und 3 am heutigen Tage in der vereinigten Session der zweiten und dritten Section erledigt, soweit dies überhaupt möglich. Da sich auch zu Nr. 4 Niemand meldet, ertheilt der Vorsitzende das Wort.

Herrn Parker. Anknüpfend an die in der dritten Sitzung bereits erörterte Frage, ob man sichere Unterscheidungsmerkmale zwischen dem römischen und mittelalterlichen Mauerwerk aufstellen könne, glaube er diese durchaus bejahend beantworten zu müssen. Ein Archäolog von Erfahrung werde sogar die Bautechnik von der Gründung der Stadt Rom bis zn unsern Tagen für jede hundert Jahre zu unterscheiden vermögen. Freilich bedürfe es hierzu vielfacher Reisen und langer wie sorgsamer Beobachtungen. Zu einer eingehenden Beantwortung scheine ihm nun einerseits die gestellte Frage zu unbestimmt und allgemein gefasst, da die Bauconstructionen der Römer ja keineswegs dieselben in allen Epochen geblieben sondern im Gegentheil — wie auch überall anderswo — stets nach einem hundertjährigen Zeitraum andre geworden seien, andrerseits gestatte auch die seinem nachträglichen Vertrag vergönnte Zeit kein tieferes Eingehen in die Baugeschichte, er überreiche desshalb statt weiterer Ausführungen eine Anzahl Exemplare eines über dieses Thema von ihm verfassten kleinen englischen Buches, zugleich mit einer vom Cav. Visconti in Rom besorgten lateinischen Uebersetzung [1]).

Hierauf legte der Redner eine grosse Reihenfolge von Photographien vor, welche die verschiedenen in Rom vorkommenden Bauarten (les divers styles de construction) an datirten historischen Monumenten vom Jahre 750 v. Chr. bis 1250 n. Chr. darstellen (somit eine Periode von 2000 Jahren umfassen) und den ersten Fascikel einer Sammlung bilden die er zunächst für die britische archäol. Gesellschaft und dann auch für die Archäologen überhaupt gebildet hat und die schon mehr als 1000 Blätter enthält. Zu einer gewissen Vollständigkeit, bemerkt Mr. Parker weiter, innerhalb dieser Sammlung sei aber nur die Ab-

1) The different Modes of Construction employed in antient Roman Buildings and the Periods when each was first introduced A. Lecture delivered before British Archäological Society of Rome at the British Consulate on the 26. Dez. 1867. by John Henry Parker F. S. A. Hon. M. A. Oxon. Rom. 1868.

theilung des römischen Mauerwerks gelangt, und er überreiche deshalb diese aus 64 Photographien bestehend in einem Exemplar der Bonner Universitätsbibliothek zum Geschenk, indem er zugleich den Vorschlag mache, dass die Congressmitglieder zum Vergleich der vorgelegten Photographien datirten Mauerwerkes von Rom, nunmehr auch die in Deutschland befindlichen hier in Betracht kommenden Mauerstücke photographisch aufnehmen lassen möchten. — Redner ging dann auf die römische Mauertechnik über und bemerkte, das beste Kennzeichen römischen Mauerwerks sei gewöhnlich der Mörtel und durch die Dicke desselben zwischen Stein- oder Ziegel-Fugen könne man sehr oft die Bauzeit bestimmen. Der römische Mörtel sei der beste der Welt und dies rühre besonders daher, weil man den Kalk vor der Expansion und Cristallisation, welcher er durch Anziehung der Feuchtigkeit aus der Luft unterliegt, stets an demselben Tage verwandte, an welchem er gebrannt wurde. Der römische Mörtel bestehe aus einem Theil ganz frischen Kalkes und fünf Theilen vulkanischem Sand (Pozzolana), welcher durch den Wellenschlag des Meeres oder der Flüsse nicht gerundet (scharfer Sand) worden ist. Wenn keine Pozzolana vorhanden war, nahm man Ziegelmehl oder Pulver von harten Steinen, in welchen die Kanten erhalten und nicht abgerundet sind. Verbunden mit den Cristallen des Kalkes bringen diese Ecken eine Verhärtung des Mörtels hervor, welche die Härte mancher natürlichen Steine übertrifft.

Herr Graf Hundt berichtet darauf über einen bei Niederaschau am Chiemsee gemachten Fund einer förmlichen Münzsammlung von 800 Denaren, im Ganzen von 22 Kaisern bis zu Maximin. Die durch den K. Bayr. Münzmeister Mühlauer angestellten Wägungen entsprechen vollständig dem Mommsen'schen Werk, sie gehen von 5 bis zu 2 Silbergr. Siberwerth hinab. Auch an den sog. Antoninianen von denen noch 2 Funde bei Klugham und Regensburg erwähnt werden, zeigt sich diese Verschlechterung des Metalls. Eine Bereicherung bietet diese Sammlung für das Cohen'sche Werk von 7 Stück. Herausgegeben ist der Bericht darüber in den Schriften des Vereins für Oberbayern, von welchem Exemplare vertheilt werden [1]).

Herr Becker aus Dortmund berichtet über einen in dortiger Gegend stehenden Wartthurm, in dessen Innern sich ein massiver steinerner Conus vorfindet, dessen Erklärung nicht zu finden sei. Eine

1) Fund römischer Denare bei Niederaschau von F. H. Graf Hundt. München 1866.

Photographie davon macht er dem Verein der Alterthumsfreunde im Rheinlande zum Geschenk.

Herr Freiherr v. Fournier-Sarlovèze zeigt einen kleinen bei Rheinberg unter einer Eiche gefundenen Hercules von Bronze mit dem Löwenfell über der Linken und mit Hesperidenäpfeln in beiden Händen.

Die Sitzung wird um 5 Uhr mit Rücksicht auf die angesetzte Sitzung der III. Section in der Ausstellung geschlossen.

Die fünfte und letzte Sitzung der 2. Section hatte am 19. September Morgens 11 Uhr statt.

Der Präsident eröffnete dieselbe mit einigen sachlichen Mittheilungen und stellte dann die Frage Nr. 5 p. 7:

„Welche Form hatte das pilum und der gladius der Römer zu den verschiedenen Zeiten, und insbesondere zur Zeit des Julius Cäsar?"

zur Discussion.

Herr Dognée macht auf die in dieser Hinsicht schwebende Frage zwischen Herrn Prof. Lindenschmidt und Herrn Quicherat aufmerksam und erläutert dieselbe nach ihrem gegenwärtigen Stande. Herr Demarsy zeichnet an der Tafel die ältere und die neuere Form des Pilum, und giebt Herr Dr. Jos. Klein dazu noch erläuternde Bemerkungen.

Da sich Niemand weiter zum Wort meldet, so wird zur Frage Nr. 6 p. 7 übergegangen:

„Welches ist der geographische Bereich der bis jetzt diesseits der Alpen gefundenen angeblichen etruskischen Bronzen, und bieten dieselben Anhaltspunkte zu bestimmten Schlüssen über das Alter und die Nationalität der betreffenden Gräber?"

Prof. aus'm Weerth bedauert, dass diese zunächst zur Darlegung der Sachlage für Herrn Conservator Lindenschmidt in Mainz gestellte Frage, nicht von diesem eingeleitet werde. Letzterem verdanke man hauptsächlich die Wahrnehmung, dass eine Anzahl im Rheingebiet gefundener Metallarbeiten nicht gemeinhin der römischen Kunstindustrie zugewiesen werden könnten, sondern als vorrömische und zwar solche etruskische zu betrachten seien, welche durch Handelsverkehr in die nordischen Gegenden gelangten.[1]) Wenn man nun auch dieser Ansicht beizutreten im Allgemeinen kein Bedenken zu tragen brauche, so sei doch das Material noch zu spärlich und die Untersuchung bei Weitem nicht eingehend genug geführt, um die Frage als eine abgeschlossene

1) Vergl. Lindenschmidt: Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I. B. II. Heft Taf. 3 und Beilage 1 zum II. Heft des II. Bandes.

ansehn zu dürfen. Ja, gerade in dem bis jetzt als etruskisch angesammelten Material nordischer Funde, forderten charakteristische Unterschiede zu dessen Theilung auf. Um ein schlagendes Beispiel anzugeben, verweise er nur auf den desshalb in die Congress-Ausstellung aufgenommenen berühmten Fund von Schwarzenbach. Wer erst einen prüfenden Blick auf die bronzene Amphora und dann auf die Goldschmuckreste dieses Fundes werfe, werde einen solchen Unterschied in Bezug der verständnissvollen Behandlung des Ornaments finden, dass er beide Werke, ungeachtet ihres Zusammentreffens in ein und demselben Grabe, trennen müsse und die Amphora als ein echt etruskisches Werk, die Goldreste als eine einheimische Nachahmung etruskischen Geschmacks ansehen werde. Der Unterschied liege keineswegs in der geringeren oder grösseren Vollendung der Arbeit, sondern lediglich im Verständniss resp. Nichtverständniss des Schmuckes: so unverstanden wie hier an den Goldresten sei niemals der Mäander, das Filigran u. s. w. verwandt worden. Man möge nur die massgebenden Golddiademe des Museums Campana in Paris zum Vergleich ziehen. Solche Unterschiede würden sich zweifelsohne auch für andere Werke ergeben, wesshalb der Vortragende glaube, dass die durch vorrömische Handelsverbindungen eingeführten etruskischen Metallarbeiten, den eigenthümlichen Geschmack unserer Vorfahren berührend, bald zu Nachbildungen an Ort und Stelle Veranlassung gaben, die man bei genauer Prüfung wohl als solche erkennen und von den importirten Originalen unterscheiden könne. Redner bemerkte schliesslich noch, dass die Eigenthümlichkeit des Findens der etruskischen Metallarbeiten vorherrschend in einzelnen Gegenden, z. B. im Gebiete der Saar, und die Aehnlichkeit einzelner ihrer Schmuckformen mit solchen gallischen Münzen die Ansicht einheimischer Nachahmungen etruskischer Vorbilder bestätige. [1])

Prof. Zestermann berichtet über die im Museum zu Leipzig vorhandenen Niederlausitzer Alterthümer, welche er für etruskisch — wie wohl geschehn — nicht erkennen könne, und eher noch für asiatisch halten möchte.

Herr v. Quast macht darauf aufmerksam, dass man da Import annehmen müsse, wo eine grosse Masse unzweifelhaft ausländischer Gegenstände beisammen gefunden werde.

---

1) Bei Gelegenheit der erneuten Publication der von Ed. Gerhard (Jahrb. des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland, Heft XXIII, Taf. IV—VI) in ihrem Zusammenhange nicht erkannten Goldreste von Schwarzenbach, wird Prof. aus'm Weerth auf die vorstehende Frage zurückkommen.

Herr Dr. Ebers glaubt, dass die Frage nach dem Ursprung mancher im Norden gefundener Alterthümer so lange schwer zu entscheiden bliebe, als überhaupt über die Kunstwerke der Etrusker einerseits und der Phönizier andererseits nichts Sichereres feststehe. Grosse Handelsstrassen seien allerdings an den Flüssen entlang gezogen; habe man doch in der Düna sogar ein als solches vom Professor Brugsch anerkanntes ägyptisches Vorlegeschloss gefunden, das sich jetzt im Museum zu Riga befinde. Wäre nun auch möglicherweise die Bronzekunst von den semitischen Völkern zu den nordeuropäischen gekommen, so werde wohl auch bald einheimische Fabrikation entstanden sein.

Nachdem Geh.-Rath v. Quast noch auf Böckhs[1]) Untersuchung über die Maasse und Gewichte und die daraus hervorgehende Bedeutung Babylons als eines Centralortes hingewiesen,

unterscheidet Herr Dr. Ebers noch besonders, indem er auf Brandis[2]) Untersuchungen hinweist, zwischen dem alten Ursprungslande und dem Lande des überseeischen und des ausgedehnten Handels. Er weist auf die von Strabo erzählte Anekdote hin, welche beweist, mit welcher Hartnäckigkeit die Phönizier grade sich das Monopol des Seehandels zu erhalten bestrebt waren.

Graf Przezdziecki: Dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn verehre ich drei Gypsabgüsse und zwei Photographien von Götzenbildern, welche man in verschiedenen Provinzen des ehemaligen polnischen Reichs gefunden hat.

1) Die Höhensäule ist vor 20 Jahren im Flusse Zbrucz im Galizischen Podolien bei niedrigem Wasserstand gefunden, und durch den jetzigen Conservator der historischen Denkmäler in Galizien, Herrn Mieczyslaw Potocki, dem Museum der k. k. Wissenschaftlichen Gesellschaft in Krakau geschenkt worden. Das Original ist von übernatürlicher Grösse und stimmt insofern mit der Beschreibung des Götzenbildes Svantowit in Rügen, bei dem Saxo Grammaticus, überein, dass es vier Köpfe die unbärtig sind hat, und dass sich ein Pferd (nicht 4) und ein Horn darauf befindet. Unter den Füssen des Götzenbildes stehen noch vier Figuren, die sich bei den Händen halten, und noch tiefer, von zwei entgegengesetzten Seiten, zwei halbe Figuren.

Die zwei Photographien stellen zwei kleinere Figuren vor, welche in der Gegend von Kolo, im Gouvernement von Kalisz im Königreich Polen gefunden sind, und befinden sich heut zu Tage in meinem Besitze. Die eine ist eine Art Hermes von schwarzem und sehr hartem Steine, Granit oder Basalt, mit einem spitzigen Kopfe. Der andern, aus grauem Sandstein, fehlt leider der Kopf, die oben auf dem Bauche liegenden Hände tragen eine Art grosser Semmel. Es wäre

---

1) Metrolog. Untersuchungen über die Gewichte, Münzfusse und Masse des Alterthums. Berlin 1838. 8.

2) Das Münz-, Mass- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alex. d. Gr. Berlin 1866. 8.

vielleicht möglich, durch Vergleichung mit germanischen oder skandinavischen Götzenbildern eine Erklärung dieser Figuren zu erlangen.

Die zwei anderen Gypsabgüsse stellen zwei Granitsteine dar, welche in den Jahren 1855 und 1856 bei dem Dorfe Mikorzyn unweit der Stadt Kempen im Ostrzeszower Kreise des G. H. Posen gefunden worden und die sich jetzt im Museum der k. k. Wissenschaftlichen Gesellschaft in Krakau befinden.

Der Stein Nr. I hat eine fein geschliffene Höhlung mit einer menschlichen Figur und ist 0,720 M. hoch, 0,456 breit, 0,120 dick; die Höhlung ist von 0,06 bis 0,09 Cent. tief. Der Stein wiegt 140,272 Kilogramm. Er ist im Domanialgarten des Herrn Andreas Droszewski bei dem Dorfe Mikorzyn zwei Fuss tief in der Erde, bei einem kleinen Hügel gefunden worden; darunter befand sich ein Thongefäss mit Ueberbleibseln verbrannter Gebeine und geschmolzenem Silber und Kupfer. Leider ist das Thongefäss bei unvorsichtigem Herausnehmen zerfallen. — Nach Aussage der Einwohner (im J. 1855) hat man schon früher an demselben Orte derartige Steine gefunden, mit Vögeln, Pferden und wie sich diese Leute ausdrückten „mit dergleichen Teufeln." Man vermuthet, dass einige von diesen Steinen zum Bau der Fundamente des Wirthshauses in Mikorzyn gebraucht wurden. Die Aushöhlung im Steine machte denselben als Krippe für Füllen brauchbar, und in diesem Zustande fand ihn Herr Peter Droszewski, ein Neffe des Eigenthümers, im Frühjahr 1856. Sogleich veröffentlichte er eine Auskunft darüber in der Posener Zeitung (Gazeta WX. Poznanskiego) von 1856 Nr. 158. — In derselben Zeit (im August 1856) fand Herr Peter Droszewski in einem grossen Steinhaufen, welchen man zu einem neuen Bau, vor den Gränzmarken der Bauergrundstücke zusammen brachte, den Stein, dessen Gypsabguss Nr. II ist. Die Länge der vier Seiten des Sternes ist oben 0,518 M., unten 0,620, seitwärts 0,638 M. und 0,455 M. Die Dicke beträgt 0,230. Der Stein wiegt 148,270 Kilogramm. Zwei Jahre nach dem Funde dieses Steines gab die Philomathische Gesellschaft zu Posen ihrem Mitgliede, dem Dr. Anton Bialecki den Auftrag, an Ort und Stelle ein Protokoll über den antiquarischen Fund anzustellen, was noch im Sommer desselben Jahres geschah. Dr. Bialecki begnügte sich aber nicht damit: er begab sich in das acht Meilen davon entfernte Dorf Czekanowo, bei Ostrowo im Adelnauerkreise, wo sich eine alterthümliche Grabstätte befinden sollte. — Da fand er einen grossen Stein von rosenfarbigem grobkörnigen Granit, ganz derselben Grösse und mit derselben feingeschliffenen Höhlung wie der Stein von Mikorzyn, nur ohne Schrift und Zeichen. Er war mit zwei andern flachen Steinen von beiden Seiten befestigt und dazwischen befanden sich Thongefässe mit verbrannten Gebeinen. Wenn wir die beiden Steine mit einander vergleichen und auch mit dergleichen Steinen mit runischen Inschriften und Abbildungen von Menschen- und Thiergestalten, welche man in Dänemark und in Schweden findet (Olaus Worms hat sie in seinem Werke: Danicorum Monumentorum libri sex, vor 245 Jahren gezeichnet und Nilsson in der Beschreibung des Kivik Monuments in Schonen, Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens), so bleibt kein Zweifel mehr, dass die Mikorzyner Steine heidnische Grabsteine sind.

Solche Steine mit Höhlungen sind noch öfters in verschiedenen Ortschaften des G. H. Posen gefunden worden. Der verstorbene Professor der Universität Breslau, Dr. Cybulski bemerkt, dass Helmold den Erzpriester des Prove in Stargard Mike nennt und dass es wohl möglich sei, dass der Name des Dorfes, wo man den Stein mit der Abbildung des Prove gefunden hat, Mikorzyn, von diesem Miko seinen Ursprung hätte.

Aehnliche Steine mit obotritischen Runen befinden sich auch in der G. H. Mecklenb. Bibliothek zu Neu-Strelitz, Hagenau, Beschreibung u. s. w. in Loitz 1823.) — Die Meinung, dass die Mikorzyner Steine heidnische Grabsteine sind, ist zuerst vom Dr. Bialecki nach der Entdeckung des Czekanower Steines ausgesprochen worden und von spätern Forschern angenommen, namentlich vom Professor Dr. Cybulski, von Herrn Carl Rogawski, in einer Abhandlung, welche in dem von mir und Baron Rastawiecki herausgegebenen Werke: Monumens de l'ancienne Pologne gedruckt ist und endlich von dem griechisch-katholischen Canonicus Pietruszewicz in Lemberg, welcher die runischen Inschriften der beiden Mikorzyner Steine am besten gelesen hat. Diese Inschriften wurden nur unzulänglich von Herrn Prof. Przyborowski, Bibliothekar in Warschau, und von dem weltberühmten Archäologen und Geschichtsschreiber Joachim Lelewel (freilich nur aus Abschriften) interpretirt. Die jetzige richtige Interpretation derselben, und die damit in Zusammenhang stehenden Abbildungen bieten aber Stoff zu wissenschaftlichen Forschungen, welche der hochgelehrten Versammlung vielleicht nicht zu sehr lästig erscheinen. Die runische Inschrift des Steines Nr. I wird so gelesen in altslavischer Sprache:

Smir kmet Prove

was in deutscher Sprache bedeutet:

Verschied der Knecht Prove's.

Diese Inschrift befindet sich unter einer Götzengestalt, mit einer Kette um den Hals und einem dreieckigen Gegenstande (vielleicht einem Opfermesser) in der linken Hand, und diese Gestalt ist ganz dem Prilwitzer Götzenbilde Prove's ähnlich. — Dabei liegt die Zeichnung Nr. 12, im gelerhten Werke: Voyage dans quelques parties de la Basse Saxe par le Comte Jean Potocki, Hambourg 1795.

Die runische Inschrift des Steines Nr. II, in welcher ein Theil derselben Buchstaben, als in dem Steine Nr. I vorkommt, wird vom Canonicus Pietruszewicz gelesen:

Smir Bohdan woin pravoi

oder S. Pravoi, deutsch:

Verschied Bogdan gerechter Krieger

oder: Krieger aus Prava.

Solcher Ortsname ist uns nicht bekannt, es scheint aber, dass Herr Pietruszewicz die ersten zwei Buchstaben des letzten Wortes nicht gut gelesen hat, denn wenn er dieselben so lesen wollte, wie sie schon einmal vorgekommen sind, so würde man das letzte Wort S. lnavoi lesen, vielleicht eine Aenderung von Slavnoi (berühmt). Inmitten der Inschrift steht ein Pferd, sowie auf der Säule

des Sviatovid (Svantovit) und auf den Runensteinen von Dänemark und Schweden (Worms und Nilsson). Wenn wir die Mikorzyner Steine als ächt ansehen (und an der Aechtheit derselben scheint kein Grund zu zweifeln), so sind sie erstens an und für sich sehr bemerkenswerthe Ueberbleibsel des Slavischen Heidenthums in Gross-Polen; zweitens sehr wichtig für die archäologische Wissenschaft im Allgemeinen, da sowohl die runischen Inschriften, als die Gestalt des Götzen Prove mit einem von den vielbesprochenen obotritischen Denkmälern in Neu-Strelitz übereinstimmen. — Herr Levezow (in seiner Abhandlung in der Academie der Wissenschaften in Berlin 1834) erweist zwar durch eine Protocollar-Aussage des Goldschmidts Neumann (1827—1829) in Neubrandenburg, dass der grösste Theil der Sponholzschen Sammlung, welche Potocki in seinem Werke gezeichnet hat, von demselben Gedeon Sponholz in den Jahren 1777 und 1778 fabricirt sind. Aber es bleibt doch ein kleinerer Theil, dessen Fälschung nicht bewiesen ist.

Darunter könnten sich die 12 Figuren befinden, über welche Friedr. v. Hagenow, die Aussage Boye's, eines Begleiters des Sponholz, aus dem Jahre 1828 citirt: „Die 12 kleinen Figuren, welche Ich selbst mit Herrn „Sponholz „zu Prilwitz am Wasser ausgegraben habe, waren ungefähr so gestaltet, als die „Bilder auf den Steinen 1, 6, 8 (in Holzstichen, in Hagenows Beschreibung „der Runensteine zu Neu-Strelitz, Luitz und Greifswald 1826). Sie waren von Erz „und wir hielten sie für Götzen. Sie lagen in flacher Erde zwischen Steinen versteckt." Eine von diesen Figuren konnte dieselbe sein, welche im Potockischen Werke die Nr. 12 führt, mit dem Namen Prove, und einer Abbildung, welche dem Götzenbilde dieses Namens auf dem Mikorzyner Steine ganz ähnlich ist. Jedenfalls haben wir schon einen genügenden Grund, um die Sache noch einmal in Neu-Strelitz zu studiren, und die hochgelehrte Versammlung wird vielleicht auch der Meinung sein, dass Adhuc sub judice lis est.

Nachdem Geh.-Rath v. Quast seine schon früher gehegte Ansicht von der Unächtheit der Strelitzer Alterthümer aufs Neue ausdrücklich ausgesprochen, auf die Publication der Mecklenburgischen Jahrbücher und auf den Unterschied der Runen früherer und späterer Gattung, welche letztere sich südlicher als Dänemark noch nicht gefunden, hingewiesen, erhält zum Schluss das Wort

Mr. Bell, entwickelt zunächst den ursprünglich mythologischen Begriff der Gestalt des »Puck« in Shakespeares Sommernachtstraum und geht dann auf seine wiederholt verfochtene Annahme von des Dichters längerem Aufenthalt in Deutschland über.

Endlich zeigt noch Herr Cournault aus Nancy mehrere dort gefundene Bronzegefässe, Armspangen, eine kleine weibliche Figur, Stücke sehr harten Kupfers, Schlüssel etc.

Hiernach schliesst der Präsident die Sitzungen der zweiten Section mit dem Ausdruck des Dankes an die Versammlung.

III. Verhandlungen der 3. Section für die christliche Zeit.

Die erste Sitzung der 3. Section fand Vormittags am 15. September statt und wurden in dieser Oberstudienrath und Landesconservator Hassler aus Ulm zum Präsidenten, zum Vicepräsidenten Herr Dr. jur. Eug. Dognée und die Herren Dr. Kraus und Caplan Altenkirchen zu Schriftführern ernannt. Nach einigen einleitenden Worten des Präsidenten wird zur Geschäftsordnung der Beschluss gefasst, zunächst über eine inzwischen von Herrn v. Quast eingelaufene Frage:

„Welche Anstalten es in den verschiedenen Ländern gebe oder geben solle, um die Denkmäler der Vorzeit vor Zerstörung zu schützen?"

Debatte zu eröffnen.

Zur Sache erhält zunächst das Wort der Fragesteller:

Geh.-Rath v. Quast: Der Sinn für Erhaltung der Denkmale sei in den letzten Jahrhunderten vollständig verloren gegangen und habe sich erst wieder gehoben seit man durch die Verwüstungen der französischen Revolution das noch Gerettete schätzen lernte. Anfangs waren es Privatpersonen, erst später die Behörden, welche sich um Conservirung des Alten bemühten. In Preussen geschah seit 1817 und 1818 wohl Manches, doch immer noch in unvollkommener Weise. In grossartigem Maassstab wirkte für die Conservirung der Denkmäler zuerst Guizot als Minister in Frankreich, durch welches Beispiel seit 1843 ähnliche Institutionen in Preussen hervorgerufen wurden. Grosses Verdienst, in dieser Beziehung anregend und fördernd gewirkt zu haben, gebühre namentlich auch den deutschen Archäologen-Versammlungen. Immerhin herrsche nun aber noch vielfache Ungleichheit in der Behandlung der Monumente, und da es sich jetzt doch darum handle, die Monumente wo möglich des ganzen Erdkreises ins Auge zu fassen, so sei wohl die erste Frage:

„Wo bestehen noch keine officiellen Anstalten zum Schutz der Monumente?"

Freilich England habe keine solchen aufzuweisen, dort sei der grossartig geweckte Kunstsinn der Nation ein solcher Schutz, dass fast nirgendwo die alten Denkmale besser erhalten würden. Es komme also wesentlich zuerst darauf an, in jeder Weise diesen Sinn allerwärts zu wecken und zu fördern, indem er offenbar den sichersten Schutz

gewähre; wo aber dieser Sinn noch schlummre, müsse der Staat schützend eintreten.

Vice-Präsident Dognée: Seit einem Jahre habe er die Gesetzgebung der verschiedenen Länder über diesen Punkt verglichen. England verdanke in der That die Sorge für seine Alterthümer der allgemeinen Verbreitung des antiquarischen Sinnes, ohne dass es dort Gesetze über die Conservirung der Denkmale gebe. In andern Ländern, z. B. in Belgien, herrsche ein gemischtes System, indem bald der Regierung, bald den kirchlichen Behörden die Sorge für die Erhaltung der Monumente anheimfalle. Italien kenne gleichfalls keine entsprechenden Gesetze: der dort herrschende fast religiöse Cult des Alterthums pflege aber meist jede unvorsichtige Restauration zu verhüten. Die Intervention der Regierungen könne oft gute, oft aber auch schlechte Dienste leisten und auf dem Wege der Gesetzgebung werde darum der Knoten nicht gelöst. Wo Sinn für die Alterthümer vorhanden sei, könne man die Sorge für Erhaltung der Denkmale der Gesellschaft überlassen, in andern Fällen bleibe diess Aufgabe der Regierungen, der Kirche, der Gelehrten und der Presse, welche zusammen wirken müssten.

Herr de Caumont sieht mit Verdruss, was sich in Frankreich begiebt, wo seit dem Aufschwung des architektonischen Studiums die Monumente allmälig unter der restaurirenden Hand der Architekten verschwanden: man suche im Allgemeinen nicht zu conserviren, sondern praktischen Interessen zu liebe zu destruiren.

Präsident Dr. Hassler legt, angesichts der Thatsache, dass man leider viel zu viel restaurirt habe, hauptsächlich Werth auf Erledigung der Frage, wie man tüchtig und kunstgerecht restaurire und hofft wie der Vorredner ein sehr erspriessliches Resultat von einem einheitlichen Zusammenwirken von Staat, Kirche, Laienwelt und Presse. Da aber auch alle diese wenig erreichen können, wenn das Geld fehlt, so kritisirt und verurtheilt er den unlöblichen Wettstreit zwischen Staat und Gemeinden, in Sachen der Restauration Nichts zu thun, indem jeder sich weigere, die erforderlichen Geldmittel zu bewilligen, um sie dem andern zur Last zu legen.

Dr. Kraus dringt darauf, dass man schon in den Elementarschulen den Kindern Achtung vor Alterthümern und Monumenten beibringe und sie anhalte, was von erstern etwa zufällig gefunden werde, nicht zu verschleudern, sondern an geeignetem Orte abzuliefern. Da die Sorge für kirchliche Denkmäler hauptsächlich in der Hand des Klerus liege, so könne die Versammlung nicht nachdrücklich genug wünschen, dass

christliche Alterthumswissenschaft und Kunstgeschichte einen integrirenden Theil des theologischen Studiums bilden sollten. Dass diess bisher nicht der Fall gewesen, trage wesentlich Schuld daran, wenn noch jetzt so manche Verschleuderungen kirchlicher Kunstschätze zu beklagen seien.

Geh.-Rath v. Quast: Derselbe Wunsch sei schon 1852 auf der Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine in Dresden betont worden, namentlich was specielle Vorlesungen auf den Universitäten betreffe. In Tübingen seien solche durch Professor von Hefele bereits eingerichtet, in Berlin halte sie Prof. Piper und in kathol.-theologischen Seminarien geschehe für Conservirung der Denkmale recht Erfreuliches. Er bedauere aber dabei, dass man oft zu weit gehe und im Verlangen nach einer schönen äusseren Hülle das historische Ueberlieferte vernachlässige und dadurch bei Restaurationen geradezu Neues in das Alte hineintrage, anstatt nur Letzteres zu erhalten. Er lege auf eine gründliche Ausbildung der Theologen beider Confessionen in Sachen der Kunst das grösste Gewicht und stimme in Betreff des Unterrichtens der gewöhnlichen Schulkinder dem Gesagten völlig bei, wünschend, dass dafür in allen Ländern, bald ähnliche Werke wie Caumonts »Archéologie des écoles primaires« entstehen möchten.

Dr. Lessing bezeichnet in Süddeutschland und am Rhein die Kirche als die natürliche Bewahrerin der Kunstdenkmale; im protestantischen Norden aber, wo die Kirche ein so naheliegendes Interesse nicht habe, empfehle sich die Errichtung von städtischen Kunstmuseen, wie ein solches in Stettin ins Leben gerufen sei. In Hildesheim habe man mit einem Kunstmuseum ein naturhistorisches Kabinet verbunden, das auf das Publikum oft eine grössere Anziehungskraft übe.

Geh.-Rath v. Quast legt Verwahrung dagegen ein, dass die protestantische Kirche für Conservirung mittelalterlicher Kunstdenkmale weniger thue, als die katholische. Die Entleerung mancher jetzt protestantischen Kirchen sei nicht zu läugnen, andere indess, namentlich lutherische Kirchen Deutschlands z. B. zu Nürnberg, Lübeck, Danzig und Halberstadt haben das Alte ganz intakt erhalten, weil seit der Zeit der Reformation weder etwas hinzu- noch hinweg genommen sei, so dass diese den ursprünglichen Zustand oft reiner darstellen als die Mehrzahl der katholischen Kirchen. Redner sei, so weit irgend thunlich, für die Erhaltung der Kunstwerke in und an den Kirchen, wofür sie ursprünglich geschaffen wurden, da der Baum am Schönsten da gedeihe, wo er gewachsen sei.

Dr. Kraus: Wenn bei Restaurationen und dergl. Arbeiten seitens der Geistlichen weniger der Sinn für Erhaltung des Alten als rein praktische Interessen vorwiegen und letztere oft ohne Noth den Ausschlag geben, so sei diesem Uebelstand durch einen kurzen kunstgeschichtlichen und archäologischen Unterricht an Universitäten und Seminarien noch nicht abgeholfen; es bedürfe vielmehr langjähriger Gewöhnung, damit der Gebildete, was zu erstreben sei, jeden Gegenstand des Alterthums als eine ehrwürdige Erinnerungsmedaille an Bildung und Sitte seiner Voreltern betrachte. Zu dem Behufe empfehle sich, worauf neulich Piper gedrungen habe, während des Gymnasialunterrichts eine fortwährende Berücksichtigung der Monumente bei der Lektüre der alten Schriftsteller und dem Geschichtsunterricht, wie auch Belebung dieses Unterrichts durch Anlegung kleiner antiquarischer Kabinette, wozu sich die Abgüsse des römisch-german. Museums in Mainz trefflich eigneten.

Dr. Ernst Förster hebt in Bezug des von Geh.-Rath v. Quast gewünschten Verbleibes der Kunstwerke in den Kirchen hervor, wie gefährlich und wie sehr in die Willkür der jedesmaligen Kirchenvorsteher und Küster gestellt es sei, ob und wie lange sie ein ihnen anvertrautes Kunstwerk in seinem überkommenen Bestande erhalten, oder aber dasselbe den praktischen Bedürfnissen entsprechend ummodeln oder an Trödler veräussern wollen. Ihm scheint es sich mehr zu empfehlen, dieselben in Kunstmuseen aufzustellen, wo sie mehr zum Gegenstand des Studiums für Künstler und Gewerke werden könnten, wie diess z. B. im National-Museum zu München unter Hefner-Alteneck's Leitung geschehe.

Nach einigen persönlichen Bemerkungen des Geh.-Rath v. Quast drückt Oberlehrer Dr. Savelsberg den Wunsch aus, dass die Versammlung, und namentlich die geistlichen Glieder derselben laut ihre Stimmen erheben möchten, um die geistlichen Oberbehörden zu veranlassen, dass sie endlich einmal entschiedene Schritte thuen, um an den Priesterseminarien gediegenen Unterricht in der Alterthumswissenschaft ertheilen zu lassen. Die Presse würde dann gewiss auch schon das Ihrige thun.

Dr. Aeg. Müller constatirt, dass schon vor längerer Zeit der hochsel. Cardinal Johannes von Geissel durch eine Verordnung für die Kölner Erzdiöcese dem Zerstörungs- und Restaurations-Vandalismus vorzubeugen gesucht habe.

Kreisbaumeister Cuno macht auf ein kleines Buch »Zehe, Re-

stauration von Kirchen« aufmerksam, welches auf Veranlassung der bischöflichen Behörde in Münster herausgegeben worden und treffliche Fingerzeige enthalte.

Pfarrer Dr. Ramers erinnert an die archäologischen Vorträge, welche vor etwa 30 Jahren durch den jetzigen Bischof von Münster, Dr. Müller [1]) im Trierer Priesterseminar mit grossem Erfolg gehalten wurden und bittet, nicht zu vergessen, dass die Unterordnung des archäologischen unter das praktische Interesse zuweilen eine Nothwendigkeit sei.

Nachdem Geh.-Rath v. Quast nochmals den Architekten Achtung vor den Denkmalen der Vergangenheit bei baulichen Aenderungen anempfohlen, stellte er den Antrag, es möge die Versammlung beschliessen, die Sorge für die Erhaltung der Kunstdenkmale allen Behörden dringend anzuempfehlen, wogegen Dr. Dognée keine Anrufung der öffentlichen Gewalt zu besagtem Zwecke wünscht. Regierung, Clerus, Vereine und wir alle hätten schon wiederholt in diesem Punkt das Rechte verfehlt und es sei sehr gefährlich, allgemeine Verfügungen herbeizuführen; in einzelnen Ländern, wie in England, erschienen derartige Gesetze überflüssig, in andern seien sie schädlich oder ohnmächtig gewesen. Die Aktion des Individuums sei die Hauptsache, die absolute Gewalt fast stets ein Uebel. Redner befürwortet demgemäss eine freundschaftliche Vereinigung aller Gebildeten als das geeignetste Mittel zur Beschützung der Monumente, womit sich Präsident Dr. Hassler und Geh.-Rath v. Quast einverstanden erklären.

Auf den Wunsch des Hrn. v. Quast beschliesst die Section, ihrem Büreau die den Anschauungen des Dr. Dognée entsprechende Formulirung eines Antrags zu überlassen, welcher in der nächsten allgemeinen Sitzung dem internationalen Congress zur Annahme vorgelegt werden soll. (Vergl. II. allgem. Sitzung.)

Zum Schluss spricht der Eidgenöss. Oberst Hüber-Saladin über das Kloster la Cava (bei Salerno), dessen Urkundenschatz demnächst durch P. Michele Morcaldi veröffentlicht werden soll [2]), wie folgt:

Je n'ai aucun titre acquis par la science à faire partie de la savante Section du moyen âge de ce Congrès international. Curieux de traditions historiques et d'Archives peu explorées, attiré cependant au monastère de la Cava par quelques

1) Der um die rheinische Archäologie verdiente Kirchenfürst starb inzwischen am 19. Januar 1870.

2) Die Subscriptions-Bedingungen sind auf dem Umschlage dieses Buches abgedruckt.

recherches spéciales, c'est comme simple voyageur que je crois pouvoir attirer un moment vôtre attention sur une intéressante publication, les travaux d'hommes dévoués et leur appel au monde savant pour les aider et les diriger dans leur courageuse entreprise.

Il n'est pas nécessaire de rappeler dans une réunion comme la vôtre, les services rendus à la science par l'Ordre des Bénédictins et en particulier, pour ne parler que de l'Italie, par les monastères du Mont-Cassin, du monte Vergine et de la Trinité de la Cava. On sait, que le palladium de respect qui a couvert ces doctes sanctuaires au travers des siècles les plus troublés, ne leur a pas fait défaut au milieu de la récente transformation de l'Italie. Le Mont-Cassin et la Cava sont aujourd'hui comme couvents italiens dans une position exceptionnelle. Il me suffit d'ajouter, que le R. P. Morcaldi est surintendant du monastère, conservateur des Archives, des objets d'art et des antiquités, et qu'il s'y dévoue volontairement, ainsi que quelques pères et jeunes frères, aux travaux de conservation et de classement des documents précieux qui menacent ruine par vétusté; pères et frères sont en outre chargès de l'enseignement supérieur de l'ancien Collége et de l'instruction populaire. C'est donc vous dire, Messieurs, que si je n'ai pas rencontré là, tout ce que j'espérais y recueillir sur le code maritime du moyen âge et les tables Amalfitaines, j'ai trouvé des hommes, et c'est bien quelque chose, par le temps qui court, des hommes travaillant en silence et modestement à l'histoire de la civilisation, lui arrachant la lumière du passé et préparant celle de l'avenir par une saine éducation publique, religieuse, morale et intellectuelle.

Pour apprécier toute la valeur particulière des Archives de la Cava, il faut se rappeler, que les deux monastères de l'Ordre de St. Bénoît, le Mont-Cassin et la Cava, se sont trouvés providentiellement placés pour être les dépositaires des monuments écrits qui concernaient les plus chers intérêts des familles, des principautés, des corporations de toute nature, auxquelles appartenaient les régions intermédiaires entre la terre de Rome et le phare de Messine. Depuis l'invasion des Lombards jusqu'à l'établissement de la domination Espagnole, c'est-à-dire pendant dix siècles entiers, ces contrées fûrent agitées et déchirées par une série de révolutions, de conquêtes étrangères et de réactions des populations indigènes, dont aucun autre pays de l'Europe occidentale, n'offre pareil exemple. Le Mont-Cassin et la Cava s'étaient élevés précisement sur la frontière sinueuse et tourmentée qui séparait les possessions acquises par la nation Germanique des Lombards et les districts demeurés sous le titre de Duché de Naples au pouvoir des Empereurs Romains siègeant à Constantinople.

Charlemagne et la renaissance de l'Empire d'Occident, qui opérèrent de grands changements dans la constitution politique de la haute Italie, n'eûrent presque aucune influence sur la terre de Labour. La domination Lombarde éteinte dans le Nord se conserva dans le midi, grâce à la connivence des deux Empires qui trouvaient un avantage commun à l'existence d'un Etat intermédiaire sur lequel chacun des successeurs de Constantin étendait ses prétentions. Lorsque la chute du trône de Pavie eut détruit sans retour le sentiment de l'unité nationale, la Lombardie méridionale se brisa bientôt en trois souverainetés distinctes, ordinairement ennemies: Bénévent, Salerne et Capoue. Or les frontières de ces

trois Etats se trouvaient précisement au pied des enceintes du Mont-Cassin et de la Cava, seules protegées par la vénération populaire contre le pillage et l'incendie. Bien plus encore, l'asile fut ouvert également aux possessions Grecques, mal defendues par leur Souverain éloigné, et successivement transformées, sous la domination Normande, en possessions, riches par le commerce, mais faibles militairement et conservant dans leur sein un mélange de l'élément latin autochtone et de la civilisation Grecque Byzantine. Le respect de ces républiques pour les monastères Bénédictins dépassait les sentiments analogues des Lombards, et les transactions les plus importantes qui se faisaient dans les villes de Gaëte, de Naples et d'Amalfi surtout, allaient chercher un asile au Mont-Cassin et à la Cava. La conquête de la Sicile et de la Sardaigne par les Arabes, les incursions des Musulmans sur les côtes, augmentèrent la complication des intérêts et les nécessités de préservation des actes précieux. Les propriétaires fonciers et les dépositaires de valeurs réclamaient protection. Les abbés de la Cava eûrent des rélations avec l'Orient pour échange de marchandises et rachats de captifs. C'est l'origine du document en langue arabe qui forme une portion si originale et si instructive des Archives du monastère. La conquête Normande des différentes dominations qui formèrent le royaume des deux Siciles, simplifia les rapports des grands monastères avec les pouvoirs politiques du pays, sans rien diminuer de l'importance de leur rôle dans l'organisation sociale de la terre de Labour. Durant la bruyante et lamentable succession de dynasties qui s'arrachèrent la domination du Sud de l'Italie, les grands monastères et particulièrement les Bénédictins, surnagèrent comme des îles au milieu de l'inondation qui submergeait chateaux et villes. Pour ne parler que de la Cava, le dépôt s'y grossit toujours croissant, jusqu'à la victoire décisive de Charles-Quint qui marque en Italie le début de l'histoire moderne. Les Couvents restèrent en possession des Archives du moyen âge. Quand les lumières de la Renaissance y pénétrèrent, aucune obscurité ne régnait entre leurs murailles. Les travaux des savants Bénédictins du M.-Cassin et de la Cava y puisèrent une activité nouvelle. La conservation et le classement des documents qui nous occupent, offrent entre autre intérêt au point de vue littéraire qu'ils montrent une succession de décompositions et recompositions graduelles qui du latin abaissé déjà et même dégradé, mais encore complet et régulier du 7me Siècle conduit à l'italien riche, expressif et sonore d'Alighieri, en passant par l'idiome mutilé, et le bégayement mal assuré des âges d'ignorance; âges devant lesquels il fallut que selon l'expression allégorique de l'Ecriture: le grain mourrut dans la terre pour renaître en féconde moisson.

J'en ai dit assez pour faire apprécier l'importance des 20,000 manuscrits des Archives de la Cava, pour la chronologie des dominations, la science de l'économie politique du droit, les applications dans la vie publique, privée et domestique, les rapports de l'Etat avec l'Eglise et la famille, cérémonies conjugales, commerce, monnaies, poids, mesures, organisation judiciaire, formes; enfin, ce qui n'est pas pour l'Allemagne sans quelque intérêt particulier, l'étude des moeurs, usages et coutumes des peuples du Nord transportés dans les provinces de la basse Italie. Le plus ancien document de la Cava est une Morgengabe de 793.

Le projet du père Morcaldi serait, après un examen consciencieux des do-

cuments les plus importants pour se renfermer dans un choix judicieux, une publication en trois séries.

1re Série: Codex Diplomaticus Cavensis, précedée d'une notice historique sur le monastère, et la chronologie de l'abbé Don Salvatore de Blasio sur les principautés de Salerne, Amalfi et Sorrento.

Documents grecs et latins. Manuscrits, diplomes. Index. Partie du travail de l'abbé d'Aquino. Volume de 500 à 1000 pages. 8 à 10 années de publication.

2de Série: Simultanément avec les documents, partie paléographique: facsimilés des écritures Lombardes, Amalfitaines, Normandes. Alphabets, sceaux, monogrammes, blasons. Fascicule séparé sous le titre de palaeographia Cavensis; fac-similés de manuscrits célèbres, miniatures, lettres majuscules des Bibles au 8me, 15me et 16me siècles à l'époque d'Angelico et Clovio.

Enfin 3me Série: Annotations, table alphabétique des noms et villes, à la fin de chaque volume, utile aux études monographiques et linguistiques. Remplir les lacunes de Ducange. Explications brèves des cérémonies. Traité des questions monographiques.

Voilà certes un vaste plan. Mais pour tenir tout ce qu'il promet et le mettre à exécution, deux questions se présentent: Ie. Les Archives renferment-elles des richesses d'une nature assez exceptionnelle pour remplir le vaste programme annoncé? La lacune, comblée par la publication d'un Codex diplomaticus Cavensis, aurait-elle pour l'Italie en particulier et pour le droit historique en général un intérêt de premier ordre? Enfin, l'entreprise dans son ensemble mérite-t-elle les encouragements et l'appui de ce Congrès et du monde savant tout entier? — Seconde question: Moyens pratiques de publication; dans quel pays? dans quelle langue? dans quelle forme? avec quelles ressources pécuniaires etc.?

1re Question. En y faisant un choix judicieux, la valeur des documents n'est pas contestable. Ils sont, plus ou moins connus du reste, et depuis longtemps. Parmi les personnes ici présentes, il en est certainement plusieurs qui ont visité la pittoresque vallée de la Cava, le monastère et ses Archives. Elles ont toutes admiré la situation élevée de cette retraite au flanc de la montagne qui domine le golfe de Salerne, le choix judicieux d'un asile protecteur pour les bases si fragiles de la débile législation du moyen âge, de la possession, du droit et de la civilisation relative de l'époque; asile défendu, plus encore par la vénération imposée par la religion et la science, que par sa position et ses défenses naturelles. Des catalogues plus ou moins complets ont été publiés. Ou peut citer l'abbé d'Aquino; de Blase, chartes de 804—1077; au 17me Siècle Augustino Venéreo; 1800 l'abbé Rozan; la nomenclature donnée par Mr. Dantier dans son ouvrage sur les monastères Bénédictins. Il signale: un livre des Etymologies d'Isidore de Seville du 9me Siècle; 2 lettres de Lothaire et un opuscule d'Alcuin de 904; tables Pascales avec événements contemporains en marge de 910. Vocabulaire latin de Papias; Commentaires de St. Grégoire sur le livre de Job; Office de St. Loup; Art musical; Vitae patrum Cavensium. Enfin: un codex legum Longobardorum et une Bible du 8me Siècle. Le R. P. Morcaldi m'a transmis comme table ou formulaire général historique, monographique et généalogique, les titres de 57 documents. L'acte le plus ancien est de 840, de Radelgiso prince de Bénévent. Il ne s'agit pas ici de

formulaire tel qu'on l'entend dans la langue juridico-diplomatique, modèles d'actes, sans dates, composés par un praticien pour servir de guides. N'ayant pas approfondi cette recherche spéciale dans ma visite à la Cava, je me suis adressé à Paris au savant français qui s'est le plus particulièrement occupé des formulaires. Vous connaissez tous, Messieurs, la Collection de Formules relative à l'Empire des Francs, publiée par Mr. de Rozières, Inspecteur général des Archives départementales. Mr. de Rozières dans ses recherches en Allemagne, en Espagne, en France, en Italie, n'a rencontré nulle part un formularium Cavense. Il ne peut donc, ainsi que moi, rien affirmer, ni rien conclure à cet égard. Mais, si les formulaires remplissent une lacune dans l'histoire de la diplomatique et du droit, s'ils répondent en général à des époques pour lesquelles on ne possède point d'actes réels, la possession de ces derniers, moins précieuse sans doute au point de vue de recueil Type, si je puis m'exprimer ainsi, n'en a pas moins sa valeur instructive très-réelle par la publication, plus vivante en quelque sorte, des actes mêmes. — Pour ce qui concerne, le Codex diplomaticus Cavensis en particulier, indépendamment de l'ensemble de la publication, Mr. de Rozières, comme Mr. Maury, Directeur des Archives Impériales et d'autres savants français, n'hésitent pas à en reconnaître l'importance pour remplir une incontestable lacune dans les publications analogues anciennes et modernes de l'Italie.

On en jugera par cet aperçu rapide des publications italiennes.

Sans parler de Muratori, trop connu, je ne citerai que le père Gattola, histoire du Mont-Cassin; il a inséré la plupart des chartes des Archives.

Lupi, Codex diplomaticus de Bergame.

Tiraboschi, celui de Modène et de l'Abbaye de Nonantola.

Fantuzzi, celui de Ravenne.

Fumagalli, celui de St. Ambroise de Milan.

Odorici, celui de Brescia.

Brunetti, celui de la Toscane.

Troya, codice Diplomatico Longobardo.

Vignati, storia diplomatica della lega Lombarda.

Tonnini, histoire de Rimini au 13me Siècle.

Publication des chartes de Lucques et Sienne. Le Gouvernement Piemontais, dans le recueil des Monumenta patria, a donné le liber jurium, c'est-à-dire, le Code diplomatique de Gènes. Enfin, le Gouvernement Napolitain, de 1845 à 1861, a fait publier sous le titre de Regii Archivi Napolitani Monumenta, le texte des plus anciennes chartes des Archives du Royaume de Naples. — Dans l'ouvrage très-récent du Dr. Julius Ficker de l'université d'Inspruck: Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens, d'autres ouvrages sont indiqués, ainsi que dans la librairie universitaire de Wagner. Je ne connais du livre du Dr. Ficker que le premier volume que j'ai trouvé à Bonn. On voit par cette nomenclature étendue et cependant encore fort incomplète, que la publication d'un Codex diplomaticus Cavensis, a en quelque sorte sa place marquée d'avance au milieu des publications similaires faites en Italie. Cette opinion est aussi celle de mon savant ami, le Comte Adolphe de Circourt, dont les lumières me sont aussi venues ici souvent en aide et dont l'autorité est puissante en pareilles

matières. — En résumé, si le Mont-Cassin est plus riche en bulles, on peut affirmer que, dans la part faite aux deux monastères, la Trinité de la Cava peut se prévaloir de la richesse en documents diplomatiques et législatifs. Ce point de vue spécial suffit pour justifier l'intérêt général de la publication proposée.

2de Question: forme et moyens de publication.

Si l'on a égard, en premier lieu, au caractère italien et à l'intérêt local de la publication, c'est en Italie qu'elle doit se faire et trouver avant tout des encouragements et des souscripteurs. A Paris on chercherait vainement un éditeur; le Gouvernement sera simplement bienveillant; si l'oeuvre tient les promesses du programme, les Archives et les bibliothèques prendront un certain nombre d'exemplaires. Il y aura des souscripteurs, mais il est difficile d'en fixer même approximativement le nombre. Dans plusieurs pays on exhume maintenant des Archives nationales ce qu'elles renferment de plus intéressant. La concurrence est ainsi redoutable. Aussi les secours des Gouvernements sont-ils nécessaires? Celui du Royaume d'Italie est sans doute bien disposé, et les annexions de monastères du M.-Cassin et de la Cava, sont certainement deux joyaux de valeur sur la nouvelle couronne royale. Mais des questions plus pressantes attirent ailleurs l'attention du cabinet de Florence, et sans parler de la crise financière, il est peu probable que la publication reçoive dans les circonstances actuelles d'efficaces secours du Gouvernement. — Toutefois, la science et les lettres, sont en honneur en Italie; les savants de valeur y sont nombreux, le patriotisme ne fait pas défaut; autant de chances pour l'entreprise soutenue par des encouragements et des souscriptions napolitaines et italiennes. En les admettant dans une proportion probable, seront-elles suffisantes? Il est permis d'en douter. Comme exécution typographique, le volume des cartes grecques en q° par les types du Cataneo 1865, présente une oeuvre napolitaine qui peut affronter toutes les concurrences étrangères. La correction des épreuves et des rectifications et confrontations de textes ne peut guère se faire que sur place. Autant de considérations qui plaident pour une exécution italienne. — Il en résulterait que le choix de la langue se réduirait au latin et à l'italien. C'est encore une question importante: le latin est plus international, l'italien plus local et national.

Au point de vue de la publication, quelle soit la langue, ou le pays où elle soit faite, les personnes les plus compétentes que j'ai consultées, s'accordent à dire: qu'un en q° avec deux colonnes de texte dans la page, de 500 à 1000 pages, sans luxe, avec gravures sur bois intercalées dans le texte serait le modèle le plus convenable. Le prix de vente ne devait pas excéder 25 fr., car un pareil ouvrage doit être à la portée des hommes de science de toutes fortunes et à celle des modestes bibliothèques, aussi bien que des plus favorisées, publiques ou particulières.

La durée de la publication est evaluée par le père Morcaldi au maximum de 10 années; en publiant un volume par an elle peut se réduire à huit. — Si ce plan, moins brillant que celui des miniatures, majuscules, fac-similés était adopté, l'ensemble, comme dépense et achat du volume et de l'oeuvre entière n'a rien de bien effrayant. Le luxe peut venir et s'exécuter plus tard avec le succès.

Le père Morcaldi songeait à des actionnaires, à des souscripteurs, s'engageant d'avance, à un amortissement pendant le cours de la publication. On peut, je crois, le dis-

suader d'une voie qui a peu de chances de succès. Les publications à long terme sont réduites de plus d'un tiers par la mort, les découragements et les evénements imprévus.

J'ai parlé de l'Italie et de la France. Quel serait l'accueil fait par la savante Allemagne au projet du P. Morcaldi? C'est la demande que j'adresse ici à Bonn aux hommes les plus compétents pour y répondre. C'est le but de la mission que je me suis donnée. Les centres scientifiques sont plus nombreux en Allemagne que partout ailleurs. Que faudrait-il en somme pour mettre en bon chemin l'entreprise? 400 souscripteurs ou achéteurs à 25 fr. du premier volume. Car, qu'un premier volume réussisse à satisfaire pleinement le monde savant, la continuation de la publication est assurée. A de bonnes conditions de librairie, un éditeur, encouragé par les 1res souscriptions ne tenterait-il pas l'entreprise? Je nomme au hazard la librairie Spitthoever de Rome, dont les rélations étendues particulièrement avec l'Allemagne, donneraient à l'oeuvre un caractère Italien-Allemand. Qu'en pensez-vous, Messieurs? Aidez nous de vos lumières.

N'y a-t-il pas là dans ce moment une oeuvre utile, je dis plus, un acte de reconnaissance à accomplir? La vétusté des plus anciens et des plus intéressants de ces précieux documents les menace de ruine; la science et les lettres ont particulièrement, parmi les Ordres religieux, une dette de reconnaissance à acquitter envers l'Ordre de St. Bénoît. Le monastère de la Cava y tient un des premiers rangs. Il a gardé le dépôt précieux; il l'a conservé au milieu des siècles de demi-barbarie; il vous le montre menacé et vous appelle à son secours contre l'oubli et l'imprévu des événements. Vous appartenez, Messieurs, à la grande oeuvre des traditions scientifiques; les Bénédictins sont vos ancêtres. C'est un devoir filial que vous avez à remplir. La science ne se dérobe plus aux regards entre les murs des cloîtres, elle n'y cherche plus un refuge contre le pillage et l'incendie. Elle est descendue dans la vaste plaine, où ses intérêts les plus élevées ne sont pas sans chercher encore des contre-poids, si ce n'est des appuis, contre les gigantesques envahissements de ses applications industrielles et militaires. Un centre lumineux, comme celui de ce Congrès international, n'est pas, je le dis sans outrager la civilisation moderne, n'est pas sans quelque analogie avec les pieux laboratoires du moyen âge. On ne s'arrache plus d'étroits territoires au pied de leurs murailles et des hauts rochers protecteurs qui dominent la vallée; on ne met plus le siège devant la tour crénelée, ou le donjon à machicoulis. Mais l'Europe et le monde civilisé tout entier ne renferment-ils pas, malgré les plus louables efforts de la diplomatie, et sur une plus vaste échelle, des antagonismes, des rivalités, des foyers de passions brûlantes, dont les symptomes visibles sont des armements de terre et de mer sans exemple dans l'histoire, et des Congrès, très-différents de celui-ci, où s'agitent les plus ardentes questions sociales. — Vos devoirs ne sont-ils pas quelque peu ceux des Bénédictins des vieux âges? Vôtre mission n'est-elle pas, comme le fut la leur, de maintenir et de porter haut le drapeau sans tache sanglante du savoir sérieux, du droit religieux et moral, de la justice et des saines lumières, qui sont aujourd'hui pour la grande cause de l'ordre Européen, le véritable trait d'union entre les peuples, pour me servir de l'heureuse expression d'un de nos savants Collègues?

Die **zweite** Sitzung fand Mittwoch den 16. September um 12 Uhr statt. Die Versammlung trat zunächst in die Debatte über die Frage 3 des Programms:

„Wodurch und wo ward der Ursprung des Spitzbogenstyls hervorgerufen und wie wurde derselbe in Deutschland eingeführt?"

Geh.-Rath v. Quast erörtert vorerst die charakteristischen Merkmale, wodurch sich der gothische Baustyl von seinen Vorgängern unterscheide: consequente Durchführung des Gewölbebaues, Strebepfeiler, verlängerten Chorabschluss und Thürme; er legt dar, dass diese im Princip in Nord-Frankreich, in der Isle de France, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts feststanden. Die Gothik war fertig, ehe sie von Frankreich in die andern Länder verpflanzt wurde. Die ersten Einwirkungen des neuen Baustyls in Deutschland weist St. Godehard in Hildesheim auf, ein zwar durchaus romanischer Bau, dessen verlängerter Chorabschluss mit Umgang und Capellenkranz aber bereits französischen Kirchen nachgebildet ist. Bischof Bernward hat vermuthlich den Plan zu diesem Bau aus Frankreich mitgebracht, wo er sich 1131 auf dem Concil zu Rheims gelegentlich der Canonisation des h. Godehard aufgehalten hatte. Ein zweites Beispiel französischer Einwirkung finden wir beim Magdeburger Dom. Erzbischof Albert kam 1207 direct von Paris in seinem Bisthum an, als der Dom eben abgebrannt war, und begann sogleich den Bau der neuen Cathedrale nach französischem Muster; die Gothik zeigt sich hier weniger in den noch ziemlich romanischen Details als in der ganzen Anordnung und Structur des verlängerten, mit Umgang und Capellenkranz versehenen und hochaufstrebenden Chors, sowie in der durchgehenden Anwendung der Spitzbögen und auch schon der Gewölbegrate. Zum völligen Durchbruch kam die neue Bauweise selbstverständlich in den Frankreich zunächst gelegenen Ländern, in den Rheinlanden und vor Allem in Trier. Die dortige Liebfrauenkirche, 1227—1245 gebaut, ist ein durchaus gothischer Bau, vermuthlich an der Stelle eines Baptisteriums des Domes nach dem Muster von St. Yved in Braine errichtet. Redner gibt eine detaillirte Schilderung dieser herrlichen Kirche und erwähnt als weitere Denkmale derselben Periode die gleichzeitigen Kirchen zu Offenbach am Glan, zu Tholey und St. Arnual bei Saarbrücken, welche jedoch nicht alle die Jugendfülle des Trierer Baues zeigen; er spricht darauf von der Elisabethkirche in Marburg, vom Strassburger Münster, von der 1251 gebauten Kirche zu Pforta bei Naumburg und dem gleichzeitigen West-Chor des

Doms zu Naumburg, sowie, gelegentlich des Doms zu Canterbury, von der Einführung der Gothik in England.

Archivrath Eltester erinnert an die urkundlich feststehende Verbindung von Offenbach und Tholey mit Metz und Verdun, wodurch also auch für die Herüberleitung des gothischen Baustyls in diesem einzelnen Falle eine vorgängige gewisse Beziehung stattfinde. Offenbach wurde im 12. Jahrhundert von dem Stifter Reinfried an das Kloster St. Vincenz zu Metz geschenkt, und dort eine Propstei gegründet, aus welcher die im reinen frühgothischen Styl erbaute, jetzt leider halbzerstörte Kirche hervorging. Tholey kam durch den Gründer Grimo schon im 7. Jahrhundert an Verdun und blieb im engsten Verbande mit diesem Stift, so dass mehrere Bischöfe von Verdun aus jenem Kloster herstammten. Abt Hugo begann kurz nach 1200 den um die Mitte des 13. Jahrhunderts vollendeten, gut erhaltenen Kirchenbau im besten Spitzbogenstyl.

Als letztes Beispiel gothischen Baues am Rhein erwähnte Eltester die Kreuzcapelle bei Leutesdorf, die 1662 mit Spitzbogenfenstern in Maasswerk, gothischen Kreuzgewölben und polygonem Chorabschluss, jedoch mit völlig italienischer Façade aufgeführt wurde.

Geh.-Rath von Quast stimmt bei und nennt noch die grossartige Kirche von St. Maximin bei Trier, welche dem 18. Jahrhundert angehöre, einen gothischen Kreuzgang in Stralsund, der erst nach 1651 erbaut worden, sowie den dem Jahre 1643 entstammenden Westbau und Thurm der Michaelskirche zu Schleswig.

Dr. Kraus constatirt aus einer bisher ungedruckten Urkunde, dass der ältere Bau der Liebfrauenkirche in Trier auch den Titel des h. Johannes Bapt. geführt habe und an dessen Charakter als ehemaligem Baptisterium nicht zu zweifeln sei.

Hr. Vetter will schon in den christlichen Kirchen der römischen Periode die Anwendung von Kreuzgewölben gefunden haben, was indess allseitig entschieden bestritten wird.

Director Essenwein gedenkt noch der Stellung der Elisabethkirche zu Marburg im frühesten Gange des gothischen Styls von Frankreich nach Deutschland.

Prof. aus'm Weerth: Wenn der erste Theil der vorliegenden Frage, »wodurch« und »wo« ward der Spitzbogenstyl hervorgerufen, schon seit den Forschungen von Franz Mertens — dem wol unbestritten das Verdienst gebührt, zuerst nachgewiesen zu haben, dass der

gothische Baustyl im Becken von Paris seinen Ausgangspunkt nahm — in der Hauptsache klar dasteht, so wird der zweite Theil der Frage nach dem Gange seiner Uebersiedelung nach Deutschland indess noch wesentliche Bereicherungen durch die Einzelforschung erfahren. Zwar ist so eben die zusammenliegende Gruppe der Liebfrauenkirche zu Trier und der Kirchen zu Arnual, Tholey und Offenbach, sowie deren Verbindung mit Frankreich gebührend hervorgehoben worden, aber wo sich die weitern Glieder der Fortleitung zum Rhein befinden, wissen wir noch nicht. An diesem selbst sehen wir freilich die schon 1239 in Coblenz gegründete und noch erhaltene Dominikanerkirche im frühgothischen Styl. So weit nun unsere Nachforschungen und Erkundigungen zur Verbindung dieses Baues mit der erwähnten Gruppe reichen, dürfte das Mosel-Gebiet zurückstehen gegen das Nahe-Thal, von wo sich bisher unbekannte Mittelglieder einreihen lassen. Vor mir liegen in dieser Beziehung eine vom Oberbaurath Dr. Müller gezeichnete Aufnahme der Kirche zu Pfaffenschwabenheim und eine solche der Burgcapelle zu Iben vom Baumeister Peters [1]), welche demnächst in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande ihre Veröffentlichung finden und die Freunde der vorliegenden Frage wol erfreuen werden.

Die Versammlung trat nunmehr in die Discussion über die p. 8 Nr. 5 verzeichnete Frage:

„Sind die Anfänge der in der Eyck'schen Schule hervortretenden Richtung in den Rheinlanden (Cöln) oder in Flandern zu suchen?"

ein. Dieselbe war für das Referat des Directors der Gemäldegallerie in Berlin, Geheimen Regierungsraths Prof. Dr. G. Waagen, gestellt, welcher zum Leidwesen der Kunstfreunde inzwischen plötzlich am 17. Juli in Kopenhagen verstarb.

Dr. E. Förster erläutert, wie die Schule der van Eyck sich hauptsächlich auf einen gesunden Realismus oder Naturalismus gründe, während die Formengebung der Kölnischen Schule mehr von der christlichen Idee und nicht von der Anschauung der Natur beeinflusst sei.

Prof. aus'm Weerth bemerkte in der weitern Debatte, dass der grossartige Realismus der van Eyck zu plötzlich hervortrete, um nicht die Frage nach seinem ersten Ursprung zu rechtfertigen. Die Hinweisung auf das gleiche Bestreben der vorgängigen Sculptur in Dijon und Tournai genüge dazu nicht und dem eclatanten Unterschiede der van

---

1) Wurde inzwischen (1869) als Winckelmanns-Programm veröffentlicht.

Eyck'schen und Kölnischen Schule ständen grosse Aehnlichkeiten beider Schulen vor dem Erscheinen der van Eyck gegenüber. Wo die höchste Blüthe eintrete, da brauchten nicht zugleich die Anfänge zu liegen. Gerade in der Kölnischen Schule fänden sich hin und wieder kunstgeschichtlich beachtenswerthe Anfänge jenes Realismus, dem man in Flandern in seiner rapiden Weiterentwicklung und Blüthe begegne. Er erinnere nur an ein kleines Bild aus der Zeit Meister Wilhelm's, früher in der Weyer'schen Gallerie zu Köln (Verkaufskatalog Nr. 117), welches die Madonna mit dem Kinde ganz plötzlich, anstatt wie bisher im typischen Goldgrunde, in heiterer Landschaft erscheinen lasse. Seiner Meinung nach würde das — allerdings durch die geringe Zahl niederländischer Tafel- und Wand-Malereien aus der Zeit vor den van Eyck erschwerte — Studium beider Schulen gewiss noch vielfache Wechselwirkungen erkennen lassen und für ihre ältere Periode, mehr wie bisher, auf Köln zurückweisen.

Hr. J. Gielen überreicht dem Congress eine Notiz über die romanische Kirche zu Aldeneyck (Limburg), welche in den Annalen der Académie archéolog. de Belgique abgedruckt ist.

Zur Verhandlung gelangt darauf die 1. Nachtragfrage des Programms (p. 9):

1. »Im Mittelalter fanden, wegen Unvollkommenheit der Verbindungswege, weit weniger wie gegenwärtig, Uebertragungen von Baumaterialien und Kunstwerken von einer Gegend in die andere statt, dennoch kam es mehrfach vor und blieb dies nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung der Kunst. Es ist nicht unwichtig, das Thatsächliche festzustellen, und werden daher folgende Fragen zur Discussion gestellt:

a. Wo und wann transportirte man Baumaterialien im rohen oder verarbeiteten Zustande von einer Gegend in die andere? Wo geschah solches namentlich längere Perioden hindurch? Geschah es auf dem Wasser- oder auf dem Landwege, oder auf beiden zugleich?

b. Wo und wann wurden Reste antiker Architekturen oder Sculpturen in obiger Weise transportirt und zu Neubauten verwendet? Welchen Einfluss haben dieselben auf die Entwicklung der Kunst ausgeübt?

c. Wo findet man Mittelpunkte der Fabrikation von architektonischen Bautheilen, wohin und auf welchem Wege wurden sie versendet?

d. Wo befanden sich Fabriken anderer Kunstgegenstände verschiedenen Materials und verschiedener Technik? Wohin gingen dieselben und welchen Einfluss übten sie auf die Entwicklung der Kunst aus?«

Geh.-Rath von Quast bemerkt ad a, dass bei der Schwierigkeit der Communication im Mittelalter, viel weniger wie jetzt, Uebertragungen von Baumaterial stattfanden, indess lasse sich nachweisen, dass der mittelrheinische Tuffstein weithin nach Holland, selbst nach

Schleswig (für die St. Michaels- und Johanneskirche) und Jütland (für die Kathedrale von Ripen) ausgeführt wurde.

Ad b: Reste antiker Sculpturen und Bauwerke wurden wegen der grossen Hochachtung des Mittelalters vor dem Alterthum zuweilen transportirt. Als Beispiele werden angeführt die Säulen, welche Leo III. dem Kaiser Carl d. Gr. für sein Achener Münster schickte, ferner die Porphyr- und Marmor-Säulen wie Kapitäle im Dom zu Magdeburg, welche aufs Vollkommenste mit ravennatischen und constantinopolitanischen übereinstimmen und unzweifelhaft durch Otto I. von Ravenna nach Magdeburg gebracht worden sind. Indess sei bei Constatirung derartiger Transporte Vorsicht anzuwenden, da, wie eben in Magdeburg, auch Nachahmungen antiker Sculpturen gefertigt worden seien.

Dr. Kraus erinnert an die Transportirung römischer Säulen von Trier nach Achen zum Bau des dortigen Münsters.

Geh.-Rath von Quast bemerkt ad c u. d, wie Marienburg und Lochstett in der Provinz Preussen, obgleich weit von einander entlegen, ganz genau correspondirende Details zeigen, desgleichen Lehnin und Colbatz, Breslau und Krakau; wie letzteres auch in dem so eben von Dr. Essenwein über Krakau publicirten Werke erwähnt sei. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung nimmt Redner eine innige Verbindung der verschiedenen Ordensgenossenschaften untereinander an, welche sich gegenseitig solche Details übermacht hätten.

Am Schlusse der Sitzung theilt Geh.-Rath von Quast Zeichnungen und Photographien von Grabplatten in Sandstein aus dem frühen Mittelalter mit, welche an verschiedenen Orten des Mittel- und Niederrheins sowie Nord-Deutschlands bis zum Jahdebusen und nach Dänemark hinab gefunden worden und eigenthümliche, aber wegen ihrer auffallenden Uebereinstimmung auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweisende Verzierungen und Kreuzesformen zeigen. Die Herkunft deutet auf den Mittelrhein hin[1]).

Die dritte Sitzung folgte Donnerstag den 17. September 4 Uhr Nachmittags.

Zur Besprechung gelangte zunächst die p. 8 des Programms verzeichnete 7. Frage:

»Welches sind die besten Mittel zur Erweckung des ästhetischen Gefühls im Volke, und bieten insbesondere in dieser Beziehung Kunstausstellungen den gewünschten Erfolg?«

---

1) Eine mit Abbildungen begleitete Arbeit des Redners über diesen Gegenstand, erscheint im L. Heft der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Prof. Zestermann hält ganz besonders die periodischen Kunstausstellungen für geeignet, das ästhetische Gefühl im Volke zu erwecken und wünscht desshalb, dass dieselben möglichst allgemeinen und unentgeltlichen Zutritt gewähren.

Director Essenwein ist damit vollständig einverstanden, glaubt aber, dass es bei der Verschiedenartigkeit des ernsten wissenschaftlichen Studiums Einzelner und der allgemeinen Betrachtung der Volksmassen — ganz abgesehen von der in den meisten Fällen zur Aufbringung der Kosten gebotenen Rücksicht — wünschenswerth erscheine, den Gratis-Besuch der Ausstellungen auf einzelne Tage zu beschränken, im Uebrigen aber dieselben nur gegen Eintrittsgeld geöffnet sein zu lassen.

Dr. Kraus rügt in Ansehung des so wichtigen, steten und ungehinderten, allgemeinen Volksverkehrs mit den vaterländischen Monumenten besonders den Uebelstand, dass die meisten Kirchen, mit Ausnahme der dem Gottesdienst gewidmeten Stunden, dem Publikum geschlossen seien und ihre Betrachtung nur zu oft als eine vollständig organisirte Erwerbsquelle für die Küster behandelt werde, was wahrlich weder der kirchlichen Würde noch dem ästhetischen Interesse entspreche.

Geh.-Rath von Quast stimmt diesem besonders auch bezüglich der protestantischen Kirchen bei, welche namentlich in Nord-Deutschland die ganze Woche hindurch geschlossen und nur gegen Trinkgelder zugänglich seien.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden, Oberstudienraths Hassler, und nach reiflicher weiterer Debatte, an welcher insbesondere Hr. de Linas und Dombaumeister Cuno sich zu Gunsten der unentgeltlichen Ausstellung der Kirchenschätze aussprachen, äussert die Section den Wunsch:

Es möchten die Kirchen, wo irgend thunlich, Tags über offen gehalten und das Publikum gegen die den Gläubigen wie den Kunstfreunden gleich widerliche Besteuerung von Seiten der Küster geschützt werden.

In Bezug auf die p. 8 des Programms verzeichnete 4. Frage:

»Zeigt sich während des 15. Jahrhunderts in Burgund eine eigenthümliche Kunstrichtung und wo hat dieselbe ihre Anfänge und ihre Ausläufe?«

ergreift:

Prof. aus'm Weerth das Wort. Er bedauert, dass diese 4. Frage nicht mit der bereits behandelten 5. Frage nach den Anfängen des van Eyck'schen Realismus — wegen der innern Verwandtschaft beider —

gemeinsam besprochen worden sei. Beide wurden ursprünglich für das Referat des verstorbenen Nestors deutscher Kunstforscher, Dr. G. Waagen in Berlin, gestellt und hingen mit dessen Forschungen eng zusammen; denn Waagen erscheine nicht allein als der erste Kunstgelehrte, welcher die grosse poetische Begeisterung für die van Eyck'sche Schule im Anfang unseres Jahrhunderts auf eine gediegene wissenschaftliche Erörterung in seinem Buche: Ueber Hubert und Jan van Eyck (Breslau 1822), geleitet habe, sondern ihm sei es auch gelungen, die räthselhafte Plötzlichkeit des so fein ausgebildeten van Eyck'schen Realismus auf eine Anzahl früherer Sculpturen in Tournai und auf die unter Philipp dem Kühnen von Burgund am Brunnen der Carthause zu Dijon ausgeführten Figuren zurückzuführen, die beiden Fragen mehr oder weniger zum Ausgang dienen[1]). Durch viele andere Beispiele vermehrt und erweitert, belegen diese Burgundischen Sculpturen im 13. Jahrhundert schon jenen Realismus, der sich bis zum 16. Jahrhundert über die ganzen Niederlande, den Niederrhein und endlich nach der Ostsee hin verbreitete, und niemals seinen ursprünglichen Charakter verliess. Der Vortragende beleuchtete nun diese aus Burgund stammende Sculpturschule an den Holzschnitzwerken der Kirche zu Calcar am Niederrhein. In der katholischen Pfarr- (vormals Stifts-)Kirche daselbst, einem schönen gothischen Ziegelbau des 15. Jahrhunderts, überrasche jeden Eintretenden der Reichthum der offenbar ursprünglich für ihren jetzigen Standort bestimmten Altäre, Chorstühle und Kronleuchter wie die brillante realistische Virtuosität der Arbeit. Dass diese Werke einer Zeit und Schule angehören und sich zu ihnen eine Anzahl anderer verwandter Schnitzarbeiten in niederrheinischen Kirchen gesellе, lehre der Augenschein. Unwillkürlich müsse man sich fragen, welche Ereignisse und Umstände der vom Verlauf welthistorischer Begebenheiten unberührten Stadt Calcar jemals die Bedeutung verliehen, um ein Mittelpunkt grosser künstlerischer Thätigkeit zu werden. Es sei bisher über diesen Zusammenhang, wie über die Calcarer Holzschnitzschule durchaus nichts bekannt gewesen. Schliesslich habe sich ihm jener dadurch ergeben, dass die armen Grafen von Cleve, die durch wiederholte Heirathen mit Burgundischen Fürstentöchtern zu grossem Reichthum, erhöhtem Ansehn und sogar zum Herzogshut gelangt, in der neuen Macht- und Pracht-Entfaltung auch ein eigenes Bisthum haben wollten. Pabst Eugen IV. bewilligte dies um die Mitte des 15.

1) Waagen im deutschen Kunstblatt v. 1841 Nr. 1 und 3, 1850 Nr. 3 und 1856 Nr. 27.

Jahrhunderts, und wenn es auch nicht lange andauerte, so war es doch die Veranlassung, dass die Kirche des neuen Bischofssitzes zu Calcar mit fürstlicher Pracht eiligst ausgestattet wurde.

Dass nun daher, von wo das fürstliche Geld in das Clevische Land einzog, auch die Geschmacksrichtung der Kunstwerke, oder vielleicht diese und ihre Künstler selbst herkamen, dürfe wol kaum gegründetem Zweifel unterliegen[1]). Er, Redner, habe besondere Studien über den Zusammenhang der Calcarer Schnitzarbeiten mit gleichzeitigen im alten Burgundischen Gebiet gemacht und überraschende Resultate erzielt, sowol in Bezug auf die Typologie der Darstellungen, denen selten als Umrahmung die Wurzel Jesse fehle, wie auf die ganz gleiche Art der Arbeit. Glänzende Beispiele hierfür seien der jetzt im Dom zu Tongern befindliche geschnitzte Hauptaltar aus Herstall und der Altar in St. Paul zu Lüttich. Zum Schlusse gedenkt Redner noch der Auswanderung der Calcarer Holzschnitzschule zur Ostsee durch einzelne von Calcar nach Danzig übersiedelnde Patricierfamilien mit dem Wunsche, dass die als Belege für die Entstehung des Burgundisch-Flandrischen Realismus in Dijon und Belgien, wie für seine letzte Blüthe in Calcar und Danzig vorhandenen Schnitzwerke in photographischen Aufnahmen bekannt und zusammengestellt werden möchten.

Geh.-Rath von Quast erklärt, dass die Monumente von Calcar neben denen Georg Syrlin's zu Ulm das Bedeutendste sind, was die Holzschneidekunst des 15. Jahrhunderts hervorgebracht. Mit beiden rivalisire nur ein aus Bordesholm stammender Holzschnitzaltar im Dom zu Schleswig, gänzlich unbemalt und gerade desshalb für die vorliegende Frage interessant, weil auch er, wie die Danziger Schnitzwerke, wahrscheinlich aus der Schule von Calcar herrühre; angeblich sei er 1521 durch Hans Brüggemann gefertigt. Nachdem Redner noch auf die dem 10. Jahrhundert angehörige, auf der Congressausstellung befindliche Elfenbeinschnitzerei des Echternacher Evangeliars hingewiesen, welche schon jenen späten Naturalismus im höchsten Grade zeige, glaubt er das Vorkommen desselben überhaupt am besten durch das der germanischen Raçe innewohnende Streben zum Realen erklären zu können. Woher aber die unvermittelte Meisterschaft in der Farbe bei den van Eyck stamme, das festzustellen, bedürfe noch vielfacher Untersuchung.

Dr. E. Förster glaubt, dass der Naturalismus, oder richtiger

---

1) Näheres in aus'm Weerth's Kunstdenkmälern des Mittelalters in den Rheinlanden. I, p. XXI u. 23 ff. und II, p. 1 ff.

der Realismus der van Eyck doch hauptsächlich in der ursprünglichen Ausbildung der Charaktere liege, resp. davon ausgehe und nicht von der Sculpturschule zu Tournai hergenommen sei. Er beruhe in der dem germanischen Genius eigenen Richtung und müsse daraus hergeleitet werden. Dafür, dass die van Eyck'sche Richtung unabhängig von der Tournaier Sculpturschule sei, spreche auch der Umstand, dass wir die den van Eyck eigenthümliche Behandlung der Gewänder (kleine Brüche im Gegensatz zu den parallelen Linien der Italiener) bei den Sculpturen von Tournai gar nicht vorfinden.

Prof. aus'm Weerth bemerkt, die von ihm vorgetragene Ansicht wolle nicht behaupten, dass die Tournaier Sculpturen das innere erzeugende Element für die van Eyck'sche Richtung geworden seien; dieses könne vielmehr nur in einer frühern, beiden gemeinsamen, tiefern Basis der Naturanlage und Richtung gesucht werden. In sofern bestehe zwischen den Ansichten der Vorredner und den seinigen gar kein Widerspruch. Dass aber der in der van Eyck'schen Malerschule plötzlich in ausgebildetster Weise aus innerer Naturnothwendigkeit zu Geltung und Ausdruck kommende Realismus sich eben schon früher in den Tournaier Sculpturen zeige, und dass diese frühern Werke der (stets der Malerei in der Entwicklungsgeschichte um einen Schritt vorangehenden) Bildnerei einen veranlassenden, weckenden und befruchtenden Einfluss auf die nachfolgenden malenden Künste üben, erläutere nur und widerstreite dem nicht. In Bezug auf den erwähnten frühern Realismus des 10. Jahrhunderts gebe er zu erwägen, dass dieser, wenn auch im Grundprincip derselbe, sich doch im Verhältniss zur Flandrischen Schule als rohe derbe Charakterisirung gegenüber einer fein durchgeführten Naturbeobachtung verhalte.

Der Vorsitzende stellte nunmehr auf den allgemein ausgesprochenen Wunsch an Prof. aus'm Weerth das Ersuchen, die einleitende Erörterung der 6. Frage, p. 8 des Programms:

»Ist die abendländische Kunst des Emaillirens zuerst in Frankreich oder in Deutschland geübt worden?«

in Verbindung mit einer erklärenden Vorzeigung der in der Congress-Ausstellung befindlichen einschlägigen Werke in der Halle der Ausstellung selbst vorzunehmen. Die Sitzung wurde in Folge dessen um 5 Uhr für eine halbe Stunde unterbrochen und 1/2 6 im Ausstellungslocal wieder aufgenommen.

Prof. aus'm Weerth:

Wenn der Geist der Zeiten überhaupt seinen anschaubarsten Ausdruck in den

Schöpfungen der gleichzeitigen Kunst findet, und die Kunst diesen Geist demjenigen, der ihre Sprache versteht, unmittelbarer, denn alle übrigen Ausdrucksmittel, in ihren Werken enthüllt — wie dies ein eingehendes Erkennen der Aegineten, der Sculpturen des Parthenon's, der Wandgemälde Rafael's u. a. vollauf darthut — so erweist solches in besonders eclatanter Weise auch die mittelalterliche Kunstthätigkeit von Byzanz. Der in Religion, Staat und Leben aus dem innern Wesen zum äussern Schein übergegangene byzantinische Zeitgeist hat folgerichtig diesen Uebergang auch in der Kunst vollzogen, so dass aus einer ursprünglich geistigen Kunstbethätigung lediglich eminente äussere Kunstfertigkeiten sich entwickelten. Der Schwerpunkt wurde von der Macht des geistigen Inhalts vollständig auf die Pracht und Künstlichkeit der äussern Erscheinung übertragen. Schlagende Belege hierfür gewähren die in Byzanz zur höchsten Vollendung gebrachten Kunstzweige der Weberei von Prachtstoffen, des Mosaiks und der Emaille. Einen wahrhaften Triumpf in der Ueberwindung selbstgeschaffener Schwierigkeiten für malerische Darstellungen bilden unter diesen drei Zweigen des Kunsthandwerks die byzantinischen Emaille-Darstellungen vom 6.—11. Jahrhundert, welche den Ausgangspunkt der aufgeworfenen Frage abgeben. Dieselben bestehen zunächst in der Anfertigung der Contourzeichnung des Bildes durch vertical auf einer Goldplatte aufgelöthete fadendünne Goldbänder gleicher Höhe, und in der Ausgiessung der durch diese Stege hergestellten Zwischenräume mit gefärbten Glasflüssen, denen man nach geschehener Einschmelzung eine sorgfältige Glättung gibt. Das so entstehende bunte Bild reicht entweder so weit als die Goldfolie selbst und dann bildet ein rund herumlaufendes Goldband den Abschluss; oder es ist kleiner und liegt in der Mitte der Goldfläche eingesenkt, in welchem Falle vor Auflöthung der Bildcontouren die umrissene Bildfläche natürlich ausgetieft werden muss. Dass diese beiden Varietäten der byzantinischen Gold-Emaille (émail cloisonné) gleichzeitig nebeneinander auftreten, wird aus den zur Ausstellung beschafften Werken ersichtlich Glücklicher Weise befinden sich in derselben zwei byzantinische Emaille-Arbeiten aus der besten Zeit, dem 10. Jahrhundert: das Philacterium aus der Liebfrauenkirche zu Mastricht[1]) und die zur Aufbewahrung einer der grössten Kreuzreliquien von den Kaisern Constantin VII. Porphyrogenitus, Romanus II. und Basilius II. geweihte, durch den Eifelritter Heinrich v. Uelmen 1204 (bei der Eroberung von Constantinopel wahrscheinlich aus der Sofienkirche) erbeutete, und der Kirche des (auf einer seiner Burg benachbarten Moselinsel belegenen) Klosters Stuben geschenkte Lade, die nach mancherlei Schicksalen sich jetzt im Dom zu Limburg an der Lahn vorfindet[2]). Letztere zeigt nun, besonders in den Feldern des Deckels, die byzantinische Emaille-Technik in ihrer höchsten schwierigkeit und Vollendung wie in der vorbetonten Varietät.

---

1) Wird demnächst in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande beschrieben werden.

2) Publicirt von demselben Verein in dem Werke: E. aus'm Weerth, Das Siegeskreuz Constantin VII. Porphyrogenitus und Romanus II. und der Hirtenstab des Apostels Petrus. Bonn 1866.

Nach erklärender Vorzeigung der beiden Kunstwerke fuhr der Redner fort:

Wenn wir nun die im 10. Jahrhundert zu Byzanz in höchster Blüthe stehende Kunst durch das Zeugniss drei verschiedener, zum Vergleich ebenfalls ausgestellter, nach Zeit und Ort der Verfertigung beglaubigter Werke auf einmal auch in den Werkstätten der deutschen Stadt Trier blühen sehen, so muss uns dies von vorn herein mit Erstaunen erfüllen. Das erste jener Kunstwerke, das jetzt im Besitz Sr. Hoheit des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha befindliche Evangeliar aus Echternach, belehrt uns, dass die Kaiserin Theophanu und ihr Sohn, Kaiser Otto III., dasselbe in seiner byzantinischen Kunstweise aus Elfenbein, getriebenem Goldblech und Emaillen herstellen liessen [1]. Dass es in Deutschland und zwar in Trier verfertigt wurde, beweist, ausser den angebrachten Bildnissen der Geber, die vollständige Identität der Emaillen und Verzierungen mit jenen des zweiten Werkes, des der Trierer Domkirche gehörenden Tragaltars [2], welcher inschriftlich vom Erzbischof Egbert von Trier (977—993) herrührt. Inschriftlich stammt von demselben Trierer Erzbischof auch das dritte Werk, die früher im Dom zu Trier, jetzt in dem zu Limburg an der Lahn befindliche Hülse des Stabes Petri [3]. Wenn diese drei datirten deutschen Werke byzantinischen Styls zweifellos für die letzte Hälfte des 10. Jahrhunderts eine Emaillen-Werkstatt in Trier documentiren, so steht dieser eine zweite ähnliche Werkstatt in Hildesheim zur Seite, die wahrscheinlich in der Person ihres Gründers, des Bischofs Bernward (993—1022), gleichfalls die massgebende Richtung von der, letzterm nahestehenden und dominirenden Kaiserin Theophanu empfing. Wir wissen aus Schriftstellen, dass Bernward in seiner berühmten Metall-Werkstätte auch Emaillen anfertigen liess, und der mit den historischen Verhältnissen jener Zeit Vertraute durfte schon vermuthen, dass der prachtvolle Metallguss des siebenarmigen Leuchters, die mit Emaillen verzierten, kostbaren vier Processionalkreuze und das goldne Madonnenbild in Essen Werke der Hildesheimer Schule seien, weil das adlige Damenstift zu Essen von einem Vorgänger Bernward's auf dem Hildesheimer Bischofssitze seine Gründung empfing. Fast zur Gewissheit wird diese Vermuthung durch eine Vergleichung der Essener und Hildesheimer Metallarbeiten und, in Bezug auf unser Gebiet, der kleinen Emaillen an der Krone des spätern Reliquienhauptes des h. Oswald im Dom zu Hildesheim mit den kleinen Randemaillen geometrischen Musters an zweien der Essener Kreuze; sie ergibt eine vollständige Gleichheit der Muster und der Arbeit. Zweifelsohne besass Köln, in den Mauern des von der Kaiserin Theophanu so hochbegünstigten Klosters St. Pantaleon,

---

1) Publicirt in v. Quast's und Otte's Zeitschrift für christl. Archäologie. II. p. 241.

2) Abgebildet in aus'm Weerth's Kunstdenkmälern des Mittelalters in den Rheinlanden. III, Taf. LV.

3) Abgebildet in dem vorcitirten Werke aus'm Weerth's.

eine **dritte** gleichzeitige Schule der Kunst-, Metall- und Emaillen-Arbeit, für welche augenblicklich freilich noch die nähern Erweise fehlen.

Der Vortragende vergleicht nun diese künstlerischen Leistungen deutscher Nachahmung byzantinischer Technik, insbesondere, ausser den genannten Werken, die Kreuze und die Madonna von Essen mit den **beiden** vorerwähnten byzantinischen Originalwerken, und findet einen wesentlichen Unterschied nur in der unbehülflichen Zeichnung des Figürlichen der deutschen Werke, der deutlich ersichtlich an dem Mathildenkreuze in Essen und dem Stabe Petri sei, während alles Uebrige sich auf ziemlich gleicher Stufe erhalte. Eine eingehendere Betrachtung der Essener Pretiosen und ihrer Zeitstellung ergab, dass die sechs geschweiften Emaillen des **Theophanukreuzes** zusammen mit vier andern an einem **Osculum pacis** den **ursprünglichen Nimbus** der in Goldblech auf Holz getriebenen **Madonna** mit dem Kinde — eines Musters deutsch-byzantinischer Arbeit vom Ende des 10. Jahrhunderts — bildeten.

Der Stand der heutigen Forschung gestattet es zu behaupten, dass ähnliche Herüberleitungen byzantinischer Kunsttechnik in so früher Zeit weder in **Italien** noch in **Frankreich** stattfanden. Die dadurch sich aufwerfende Frage, durch welche Umstände gerade **Deutschland** vor diesen Ländern zu einem Vorzug gelangte, beantwortet sich, wie dies längst vor mir Hr. v. Quast aussprach, von selbst durch die Erscheinung der hochgebildeten Kaiserin Theophanu auf deutschem Boden, deren Festhalten am heimischen Wesen in Tracht, Kunst und Leben bekannt ist, und deren überlegene Geistesbildung sicherlich in solchen Gebieten massgebend wirkte, wo diese sich mit einer aufkeimenden Entwicklung befruchtend berührte. Dürfen wir es nun bis zur Beibringung neuer entgegenstehender Thatsachen als gewiss betrachten, dass **Trier**, **Hildesheim** und wahrscheinlich **Köln** die ältesten Werkstätten der Emaille-Arbeit im Occident besassen, und dass die Erzeugnisse der deutschen Werkstätten den Leistungen der gleichzeitigen **französischen Kunst** vollständig überlegen waren, oder vielmehr letztere die Herstellung der Emaillen damals noch gar nicht verstand, so sind wir auch in der Lage, dafür ein bestimmtes schriftliches und sehr glaubwürdiges Zeugniss anführen zu können. Aus dem Centralpunkt des französischen Lebens, aus der Königsstadt **Rheims**, richtete **Abt Gerbert**, der unterrichtetste Mann seiner Zeit und spätere Pabst Sylvester II., an **Egbert** von Trier in einem Briefe (Epistola 104) das Verlangen, ihm dort nach eingesandter Zeichnung für die Metropolitankirche von Rheims durch einen geschickten Künstler ein Geist und Auge erfreuendes Kunstwerk **cum adjunctione vitri** — worunter Emaille zu verstehen Niemand Bedenken tragen wird — herstellen zu lassen. Dass dieses Kunstwerk ein Kreuz war, lässt sich aus einem fernern Brief (Epistola 106) mit Sicherheit vermuthen.

In sofern sich aus dieser Darlegung ergibt, dass innerhalb des Abend-

landes das Emailliren in Deutschland früher als in Frankreich geübt worden, Trier hierin Rheims im 10. Jahrhundert überlegen war, erscheint die gestellte Frage eigentlich schon erledigt. Freilich spricht diese nicht von der in Deutschland eingeführten byzantinischen, sondern von der abendländischen Kunst des Emaillirens und meint damit offenbar die Kupfer-Emaille oder émail champlevé. Da aber letztere aus der im Abendlande eingeführten Nachahmung der byzantinischen émail cloisonné unmittelbar entstanden, so bleibt die Entscheidung mittelbar immerhin gegeben. Selbstverständlich muss man dabei von der nach Philostrat schon bei den Galliern, wie auch von der bei den Römern geübten Kunst des Ausfüllens in Kupfer gearbeiteter vertiefter Flächen mit Glasfluss und buntem Kitt ganz absehen, weil diese früh untergegangen und ohne traditionelle Verbindung mit der Technik des Mittelalters geblieben ist.

Wegen der einbrechenden Dunkelheit beendete der Redner hier seinen Vortrag, nahm denselben aber auf mehrfaches Verlangen wieder auf:

Dass die in Deutschland zuerst allgemein geübte Kupfer-Emaille aus der byzantinischen Gold-Emaille entstanden und wie sie entstanden, fällt nicht schwer zu erweisen. Der Grund der Entstehung oder vielmehr Umwandlung der einen Art in die andere liegt offenbar in der Armuth oder dem Wunsche der Ersparniss an Gold für die Unterlagsplatten und Trennungsstege. Man wählte desshalb dickere Kupferplatten anstatt der dünnern Goldplatten zur Folie, grub in diesen die Partien aus, welche man mit Emaille füllen wollte und liess zwischen letztern als trennende Stege oder breitere Flächen das schliesslich mit einer Vergoldung zu versehende Metall stehen. Um innerhalb der Emaillefelder noch eine weitere Zeichnung zu erlangen, stellte man, wie beim byzantinischen Verfahren, fadendünne Metallbänder, anfänglich noch von Gold, in die ausgehobenen Flächen ein. Bei fortgesetzter Uebung wichen auch diese Bänder immer mehr ausgesparten breitern Stegen. Ja, allmälig wandte sich das Verfahren ganz um; anstatt die Bildfläche bunt in metallischem oder auch in farbigem Grunde herzustellen, liess man die ganze Silhouette des Bildes im Metall stehen, hob den umgebenden Hintergrund aus, emaillirte nur diesen und führte die so bunt umrissene Bildfläche lediglich durch gravirte und bunt eingeriebene Linien weiter aus. Nach diesen dreifachen Unterscheidungen wird es nicht schwer sein, den vorhandenen Vorrath der Kupfer-Emaillen zu ordnen und eine chronologische Uebersicht derselben zu gewinnen. Als ältestes Beispiel der mittelalterlichen Kupfer-Emaille überhaupt — nicht der in Deutschland selbstständig ausgebildeten — erscheint das byzantinische, früher in der Sammlung Pourtalès-Gorgier's, jetzt in der des Herrn v. Basilewsky zu Paris befindliche und von Labarte zweimal publicirte Bild des St. Theòdorus v. Heraclea. Dasselbe zeigt noch die ganze Unbehülflichkeit des in einem neuen Versuchsverfahren sich bewegenden, sonst aber geübten Künstlers, wie eine vergleichende Prüfung des emaillirten Bildes und des getriebenen Randes ergibt. — Die byzantinische Gold-Emaille

musste folgerichtig auf das neue Verfahren in Kupfer hinführen; denn demselben entspricht vorbildlich ja bereits diejenige der beiden byzantinischen Varietäten, welche aus dem Metallgrund die ganze umrissene Bildfläche aushebt, wie man dieses an den Heiligen- und Engel-Figuren der Limburger Lade und den Evangelisten-Symbolen des Trierer Egbertschreins gewahrt. Ebenso bildeten zu den stehenbleibenden kräftigen Stegen der Kupfer-Emaille schon die breiten goldnen Trennungsbänder vier geometrisch gemusterter Kastenschmelze des untern Armes an dem der Mitte des 11. Jahrhunderts angehörenden Kreuz der Aebtissin Theophanu von Essen, Enkelin der gleichnamigen Kaiserin, einen sichtlichen Uebergang. Bezüglich der historischen Entwicklung ist es wiederum Trier, dessen Werkstätten eine hervorragende Stellung in dieser einnehmen. Die Prüfung der Emaillen der ausgestellten Reliquientafel von St. Mathias daselbst — einer freien Nachahmung der Limburger Kreuzlade aus dem Jahre 1207, welche inschriftlich von dem Besitzer derselben, Heinrich v. Uelmen, herrührt, und wegen der die Kenntniss des Originals nothwendig voraussetzenden Herstellung sicher in Trier[1]) verfertigt worden — lässt dieselben als solche der ersten Periode erkennen. Betrachtet man nämlich diese Emaillen genauer, so gewahrt man, dass sie keine horizontale, sondern eine wellenförmig aufgeworfene Oberfläche darbieten, was seine Ursache offenbar in einem Mangel der Technik hat, der in der unterlassenen Festlöthung der eingestellten, die Zeichnung der geometrischen Muster zumeist bewirkenden Goldbänder besteht, die sich in Folge dessen bei der Schmelzung der eingeführten Glasflüsse aufwarfen. Deutlich zeigt dieser Mangel, dass die Nachahmung in sofern noch eine unvollkommene war, als sie nicht alle technischen Feinheiten abgesehen hatte, dass mithin die betreffenden Stücke aus der ersten Periode der Kupfer-Emaillen und aus Vorräthen stammen müssen, die älter sind als die Mathiastafel selbst. Ohne auf weitere Beispiele von Trierer Kupfer-Emaillen einzugehen, weil sie nicht, wie andere, im Original der Betrachtung vorliegen, darf von Trier als dem Herzen Lothringen's von vorn herein vermuthet werden, dass es, wie einst im 10. Jahrhundert Kunstwerke der Emaille nach Rheims, so jetzt anderwärts die als Lothringer bezeichneten Künstler entsendete, die z. B. Abt Suger von St. Denis um die Mitte des 12. Jahrhunderts dorthin kommen liess und deren Werke bis jetzt die ersten und ältesten in Frankreich ausgeführten Emaillen bilden. Der mit unbefangenem Scharfblick wie mit Belesenheit gleich ausgestattete Verfasser des vortrefflichen Werkes: Histoire des arts industriels, M. Jules Labarte, hat bereits darauf hingewiesen, dass diese Lothringer vielleicht aus Verdun gekommen seien, weil man einerseits aus

1) Dass diese Nachahmung des byzantinischen Originals nicht vereinzelt blieb, sondern eine zweite Trierer Kreuztafel im Dom zu Prag, eine dritte in Mettlach u. s. w. hervorrief, wurde beiläufig als Beispiel für die Macht eines gegebenen Typus angeführt.

2) Diese vier Emaillen des Theophanukreuzes nebst dem emaillirten Medaillon eines Reliquiars von Minden, und kleinen Rosetten auf einem mit den im byzantinischen Styl getriebenen Evangelisten-Symbolen verzierten Evangeliar von Trier zeigte der Vortragende als die letzten ihm bekannten Beispiele des Kastenschmelzes.

der Chronik des Abtes Hugo von Verdun wisse, dass schon Anfangs des 11. Jahrhunderts der Abt Richard dort emaillirte Säulen an einem Reliquienschrein anbringen liess — eine Säule war es auch, welche Abt Suger in St. Denis mit Emaillen schmückte — andererseits später Meister Nicolaus, der in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Werke der Emaillekunst in Tournai und Klosterneuburg ausführte, ebenfalls aus Verdun kam. Labarte übersieht dabei keineswegs, dass Lothringen damals ein deutsches Land und Verdun eine deutsche Stadt war. Wer nun die vielfachen alten und steten Beziehungen zwischen Verdun und den Rheinlanden bis zum 14. Jahrhundert kennt, von Carl d. Gr. an, welcher die Steine der dortigen Stadtmauern zum Bau seiner Palastcapelle in Achen benutzte; wer weiss, dass die Ottonen die grössten Wohlthäter der Grafen von Verdun und diese darum ihre treuesten Vasallen waren; dass in Folge dessen gerade Verdun die vielfachsten Beziehungen zum Trier'schen Lande unterhielt, wird kaum zweifeln können, dass das damals so überlegene Trier es war, aus dessen Schule die spätern Emaille-Künstler Verdun's hervorgingen. — Aber nicht allein von Trier und Verdun kamen Kunstwerke nach Frankreich, wahrscheinlich gelangten solche auch von Köln — dessen selbstständige Werkstätten im Gebiete der Kupfer-Emaillen eine frühere und grossartigere Ausdehnung gewannen, wie die bis in die ersten Decennien des 12. Jahrhunderts herabgehenden und sämmtlich diesem angehörenden Schreine, besonders der des h. Heribert zu Deutz, der mit dem Namen des Eilbertus Coloniensis versehene Tragaltar zu Hannover, die Schreine zu Siegburg und Köln beweisen — auf directem Wege bis nach Limoges, dem spätern Centralpunkt der französischen Emaillen-Erzeugnisse. Wir verdanken einem Franzosen, dem Abbé Texier, die Nachricht, dass im Jahre 1185 Mönche des Klosters Grandmont bei Limoges, in Köln und Siegburg Reliquien erhielten, welche sie bis 1789 in einem Schreine bewahrten, auf dessen Wänden der Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg und der Abt Gerhard von Siegburg als Geber der Reliquien mit ihren Namen abgebildet waren und der Künstler Reginaldus verzeichnet stand. Dies lässt schon Texier vermuthen und Labarte entscheiden, dass, gleich den Reliquien, auch der Schrein vom Rhein kam: entweder als ein durch die Bewunderung, welche die Grandmonter Mönche den Reliquiaren in Köln, Deutz und Siegburg zollten, veranlasstes Geschenk oder als ein bestelltes Werk, das nach geschehener Vollendung nachgesandt wurde. Ausser den Bildnissen der rheinischen Kirchenhäupter, spricht für diese Ansicht vor Allem der Name Reginaldus, den man nur in Deutschland und nicht in Süd-Frankreich so geschrieben haben würde. Die weitere Frage, ob vielleicht durch den rheinischen Schrein die Aufforderung zu eigenem Betrieb und aus solch zufälliger Veranlassung die Limousiner Schule entstanden, bleibt billig dahingestellt. Fest steht aber aus den dargelegten Momenten, dass die Schule von Limoges und die frühesten nachgewiesenen französischen Emaillen überhaupt erst nach dem Erscheinen der Lothringer Künstler in St. Denis auftreten, als Deutschland selbst das aus Byzanz gekommene Kunsthandwerk bereits 200 Jahre betrieben hatte. Frankreich erwiederte das bescheidene deutsche Geschenk dieses

Kunsthandwerks mit der idealsten, den damaligen Zeitgeist im eminentesten Sinne veranschaulichenden Kunstweise des gothischen Baustyls: bedeutsamer Hinweis, wie sehr die beiden Nationen berufen sind, gemeinsam den Weg fortschreitender Bildung zu gehen.

Bei den zum Beschlusse erläuterten Kupfer-Emaillen der Ausstellung wurde hervorgehoben, dass solche von beglaubigter Herkunft aus Hildesheim bisher noch nicht nachgewiesen seien, und bezüglich einer wahrscheinlich zu Achen in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts bestehenden Werkstatt besonders auf zwei aus Stablo herrührende Medaillons mit symbolischen Engelfiguren hingewiesen, weil diese eine auffällige Verwandtschaft mit den Gestalten des vom Achener Meister Wibertus gearbeiteten und bekanntlich vom Kaiser Barbarossa dem Achener Münster geschenkten Kronleuchters bekundeten [1]).

Hr. de Linas: Après la brillante improvisation de M. E. aus'm Weerth la question de priorité soulevée entre les écoles rhénane et limousine peut être écartée sans inconvénients. Cette question a occasionné en France des débats aussi fâcheux qu'inutiles; il serait urgent d'y mettre un terme. Les émailleurs des deux pays ont atteint le même résultat par des moyens différents et ne paraissent s'être emprunté aucun procédé, il importe donc fort peu à la science que les uns aient produit avant les autres. Je pense que les Rhénans et les Limousins ont travaillé simultanément sans communiquer entre-eux, et que leurs relations, à supposer qu'ils en aient eues, ne se sont établies que fort tard. Dès le début, les Limousins eurent recours à la méthode expéditive des Gaulois, leurs ancêtres, au champlevé; ils n'ont jamais employé d'autre excipient que le cuivre; chez eux, le ton des matières incrustées diffère sensiblement des couleurs rhénanes; le cloisonnage n'apparaît que rarement sur leurs oeuvres, et toujours à l'état grossier; enfin, industriels avant tout, ils ont fabriqué pour le commerce; ils ont inondé l'Europe entière de leurs produits, et leurs ouvrages d'art — on leur en doit d'admirables — rentrent plutôt dans les exceptions que dans la règle ordinaire.

Au rebours des Limousins, les émailleurs rhénans, véritables artistes, ne travaillaient en général que sur commande pour les grands seigneurs ou les riches abbayes. Les pièces sorties des ateliers de Cologne, Trèves, Maëstricht, ne dépassaient guère la frontière de l'Empire, et parce qu'elles atteignaient un prix fort élevé, et parce que la production trop lente restait inférieure aux demandes. Partis du cloisonné sur or, procédé d'importation byzantine qu'ils cultivèrent jusqu' au XIIe siècle, témoin le merveilleux émail de la châsse de saint Sévérin à Cologne, les Maîtres de l'école rhénane n'arrivèrent que progressivement à la méthode du champlevé; un médaillon du Musée de Rouen révèle l'une des étappes, qu'ils parcoururent avant de s'arrêter définitivement à la taille d'épargne.

---

1) Seitdem in Heft XLVI Taf. XII p. 151 der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande veröffentlicht.

Ce médaillon, arraché à quelque châsse détruite, consiste en deux plaques circulaires de cuivre rouge, parfaitement jointes et mesurant 0m 062 de diamètre. Sur la face de la plaque supérieure, épaisse de 0m .001, on a brasé une mince feuille d'or jaune (0m 0001), puis on y a tracé à la pointe la silhouette d'un buste, découpée ensuite à la scie. La plaque ainsi préparée a été soudée à l'autre (0m 002) — les traces de la soudure apparaissent très-bien sur la tranche — et, dans la cuve obtenue par cet assemblage, on a disposé les minces bandelettes en métal doré, qui esquissent les détails de la tête et du vêtement. Après ces opérations préalables, on a incrusté l'émail selon les procédés usuels.

Le buste représente l'image du prophète Osée, ainsi que l'indique la légende onciale OSЄ-AЄ, gravée au burin et émaillée en bleu-lapis; le manteau et les yeux sont de cette dernière couleur; la tunique est bleu-pâle, ramené au gris par des jaspures blanches, et elle a des paragaudoe bleu-turquoise rehaussées de boutons blancs: le nimbe est également bleu-turquoise; la barbe et les cheveux sont noirs, les carnations d'un rose légérement teinté. Les cloisons sont d'une remarquable ténuité, en égard à la nature du métal employé; le disque est argenté sur la tranche et le revers. Le type byzantin du personnage, la forme des lettres de l'inscription et le dessin de la tête, assignent à l'objet la date du XIe siècle; peut-être même remonte-t-il aux temps de l'empereur saint Henri.

Le médaillon du Musée de Rouen, dont on reconnaîtrait sans doute les analogues en démontant les anciennes châsses de l'école de Cologne, a été fabriqué par un procédé, qui accuse les tâtonnements successifs, auxquels se livrèrent les émailleurs de cette ville, pour passer du cloisonné au champlevé et à la réserve des figures. Rien de semblable ne s'étant jusqu'ici montré sur les oeuvres limousines, on a le droit d'en conclure que les Allemands et les Limousins n'ont absolument rien à démêler entre-eux en fait d'invention, et de dire avec M. B. Fillon: „En sera-t-on plus avancé, quand on aura démontré que l'une de ces applications était connue à Limoges avant qu'on l'eût tentée en Allemagne — le menu détail fait, si je ne me trompe, perdre de vue le but à atteindre."

Geh.-Rath v. Quast glaubt, dass das in einer colorirten Abbildung vorgelegte Medaillon aus Rouen wol dem 12. Jahrhundert angehöre; seine Ansicht fand mehrfache Zustimmung.

Die vierte und letzte Sitzung wurde Samstag den 19. September Nachmittags 4 Uhr abgehalten.

Hr. Parker spricht, unter Vorzeigung zahlreicher Zeichnungen und Photographien, über die Einführung des Spitzbogenstyls in England und Frankreich, namentlich über Abt Suger's Antheil an der Entwicklung der Gothik. Er betrachtet die Verbindung des anglonormannischen Styls mit dem byzantinischen Kuppelstyl und der von Kreuzfahrern aus dem Orient mitgebrachten Ornamentation als die

Grundlage, aus welcher sich der französisch-gothische Styl entwickelt habe. Als erstes rein gothisches Monument ohne romanische Nachklänge nennt er den zwischen 1192 und 1200 erbauten Chor von Lincoln, das Werk Hugo's von Burgund. Redner glaubt, dass sich, um die nämliche Zeit wie in Frankreich und England, auch in Deutschland die Mischung des Romanischen mit dem byzantinischen Kuppelbau werde nachweisen lassen.

Hr. Parker stellte ausserdem in dem Sitzungssaale Photographien der neuesten, von der päbstlichen Regierung und der britischen Gesellschaft zu Rom vorgenommenen Ausgrabungen am Tiberufer und auf dem Emporium aus.

Geh.-Rath Prof. Schaaffhausen macht Mittheilungen über ein werthvolles, dem Rheinland verlorenes Kunstkleinod. In Coblenz bewahrte das St. Castorstift bis zur Zeit der französischen Revolution einen kostbaren, etwa 5″ grossen Onyx, der auf dem Deckel eines Evangelienbuchs angebracht war. Bei der Einnahme der Stadt durch General Marceau suchten die französischen Behörden nach dem Edelitein, konnten ihn aber trotz gefänglicher Einziehung und schärfstem Verhör der Stiftsherren nicht finden. Letztere wurden entlassen und haben in den folgenden Jahren, aller Lebensmittel entblösst, das Kleinod zu ihrem Unterhalte verwerthen zu dürfen geglaubt. Diese Nachrichten gibt der frühere Canonicus, spätere Trierer Bischof v. Hommer sn einer der betreffenden, jetzt in der Pfarrkirche zu Ehrenbreitstein befindlichen Evangelienhandschrift vorgesetzten Notiz. Hr. Schaaffhausen war so glücklich, in dem Nachlasse eines der Canonici eine Quittung über den 3. Theil der aus dem Verkauf des Onyx erlösten Summe von ca. 1448 Florin sammt einer denselben darstellenden Kupferplatte zu finden. Der Onyx trägt das Bild des Kaisers Constantin d. Gr. und soll nach einer alten Ueberlieferung ein Geschenk Ludwig d. Fr. gewesen sein. Redner vertheilt Abzüge der Platte an die Anwesenden. Die Handschrift des Evangeliums stellt der darüber berichtende Bischof v. Hommer ins 9. Jahrhundert. Archivrath Eltester schreibt sie indess dem 12. und 13. Jahrhundert zu. Ueber den Verbleib des in Paris verkauften, angeblich nach St. Petersburg gekommenen Kunstwerkes steht nichts fest; es wird desshalb um Nachforschungen darüber gebeten [1]).

---

1) In Folge dieser Aufforderung ersuchte der I. Generalsecretär des Congresses Hrn. A. de Longpérier, Conservator der kaiserl. Museen im Louvre, sich

Prof. Zestermann aus Leipzig spricht kurz über die p. 10 Nr. 4 des Nachtrags enthaltene Frage:

über diesen und über den auf der Congressausstellung (auch abbildlich auf dem Titelblatt dieses Buches) befindlichen Onyx eines Vortragkreuzes aus dem Dom zu Minden zu äussern. Hr. v. Longpérier willfahrte diesem Wunsche durch folgendes Schreiben.

Paris, 22. Décembre 1869.

Cher Monsieur,

Le beau camée, qui a été monté au centre de la croix de Minden, doit être examiné indépendamment des mutilations qu'il a subies. Il est possible que la partie inférieure du cou ait été brisée par accident; mais l'extrémité supérieure de la couronne de laurier doit avoir été coupée par l'orfèvre qui avait besoin d'arrondir son médaillon pour qu'il s'arrangeat exactement avec les ornements symétriques du cadre. La double mutilation change l'aspect général du buste; mais quand on se pénètre bien du style du camée et de la forme des traits qu' il représente, on n'hésite pas à y reconnaître un portrait de Domitien. Non pas de ce personnage devenu empereur seul, maigri et vieilli quoiqu' il n'eût que trente ans; mais de Domitien césar, et portant du vivant même de son père la couronne de laurier, comme nous le montrent les monnaies. J'oserai préciser encore davantage, et je dirai que le camée a été exécuté entre 72 et 76, du premier au cinquième consulat de Domitien, alors que ce césar était âgé de 21 à 25 ans. J'espère que les archéologues, qui voudront bien prendre la peine de comparer le camée aux monnaies frappées pendant l'espace de temps que je viens d'indiquer, reconnaîtront que je ne me suis pas trompé.

Il y a presque toujours entre les camées et les monnaies représentant les mêmes personnages une légère divergence de lignes, qui n'est pas en faveur des pierres gravées, puisque les marbres de ronde-bosse sont plus rapprochés des médailles. Cela tient aux difficultés du procédé d'exécution. Le graveur de camées, quelle que soit son habilité, n'est pas absolument maître de son travail, comme l'artiste, qui burine un coin de monnaie, ou taille un buste de marbre.

Quant à la grande pierre qui, d'après l'estampe de M. Neubauer, aurait orné autrefois un évangéliaire de Saint Castor de Coblentz, elle existe au Cabinet des médailles de la Bibliothèque impériale, où elle a été achetée comme étant trouvée à Bavay dans le siècle dernier. (Voyez: Chabouillet, Catalogue général et raisonné des camées et pierres gravées de la Bibliothèque impériale, 1858, p. 20, No. 122). Quand on compare la gravure de M. Neubauer avec l'original, on trouve des différences notables, principalement dans le nez et dans l'oeil. Cela suffit pour dérouter ceux qui ont cherché le camée dans les collections. La gravure tend à faire du camée un portrait de Constantin, ce que la forme du menton rend impossible. Tandis que dans la pierre dont le nez est plus droit, l'oeil plus ouvert, on ne voit qu'un type idéal de Minerve-Rome, avec des cheveux longs, qui conviennent parfaitement à un person-

»In der romanisch-byzantinischen, sowie in der frühgothischen Periode hat bei Darstellungen der Kreuzigung das Christuskreuz stets die Form der crux

nage féminin. Du reste, on ne peut douter de l'identité de la pierre; M. Neubauer ayant exprimé avec le plus grand soin, les petites taches opaques semées en divers endroits. Je dois aussi faire remarquer, que sur le camée le gorgonium, placé au centre de l'égide, n'est pas entouré d'un bourrelet en torsade, comme on le voit dans l'estampe. On a trop régularisé la chevelure serpentueuse de Méduse. Il est évident que le camée a été exécuté à une époque basse et peut-être du temps de Constantin. Par son travail, il n'est pas sans analogie avec les médaillons de bronze, portant la légende VRBS ROMA autour d'une tête casquée.

Ici se présenterait naturellement une question intéressante, celle de savoir si dans ces bustes de l'VRBS ROMA et de CONSTANTINOPOLIS les graveurs de médailles n'ont pas voulu rappeler en les idéalisant les traits des personnages de la famille impériale, d'Hélène ou de Fausta par exemple. La ressemblance, qu'on observe sur les monuments numismatiques de cette époque entre les têtes attribuées aux deux villes et celles des personnages féminins et même masculins, appartenant à la famille régnante, peut tenir à une certaine habitude de main. Alors même qu'on pourrait constater un certain rapport entre la tête du grand camée et celles des impératrices constantiniennes, il serait peut-être imprudent de chercher un nom special. Pour ma part, d'accord avec les conservateurs du cabinet des médailles, je n' y vois qu'une image de divinité. Mais ce sont là des sujets que vous pouvez, Monsieur, examiner et traiter à nouveau et que votre expérience des monuments antiques vous permettra de présenter sous leur véritable jour. En vous les signalant, j'ai voulu simplement répondre à la confiance bienveillante que vous m'avez fait l'honneur de me témoigner.

Veuillez, Monsieur, croire à mes sentiments bien confraternels.

Longpérier, correspt. de l'Académie R. des sciences de Berlin.

A Monsieur le Dr. Ernst aus'm Weerth, etc.

Ueber den Mindener Stein äusserte sich bereits früher unser trefflicher Numismatiker Dr. Julius Friedländer, Director der Münzabtheilung des Berliner Museums, wie folgt:

Der Cameo hat, wie mir scheint, einige Aehnlichkeit mit Domitian, und zwar in seinen jüngern Jahren. Dies war der erste Eindruck, und die Vergleichung der Münzen Domitian's hat ihn bestätigt. Ich sage einige Aehnlichkeit, denn keineswegs ist die Aehnlichkeit schlagend, namentlich weicht das Auge und seine Umgebung ab. Auf dem bekannten Wiener Cameo mit den vier auf Füllhörnern stehenden Köpfen sind die Augen ebenso vergrössert. Da nun unser Cameo mit keinem andern Kaiser mehr Aehnlichkeit hat — ich habe verglichen — und da, wie der Lorbeerkranz zeigt, ein Kaiser hier dargestellt ist, so wird es wol Domitian sein, vielleicht als Cäsar. Auf den Münzen, die er als solcher prägte, ehe er zur Herrschaft gelangte, trägt er auch zuweilen den Lorbeerkranz. Alles das bleibt freilich nur eine subjective Meinung. Ueberhaupt ist

immissa (†), in der frühgothischen Periode zuweilen die Form der furca (Y), während in spätgothischer Zeit die crux commissa (T), welche früher nur für die Kreuze der beiden Uebelthäter gebräuchlich war, auch für das Christuskreuz zur Regel wurde. Wann und aus welchen Gründen ging diese Umwandlung in der Darstellung des Crucifixus vor sich? — In Miniaturen des 11. Jahrhunderts mit ornamentirten Initialen ist zuweilen der Anfangsbuchstabe T zur Darstellung des Crucifixus benutzt, und sollte sich lediglich hieraus die später allgemein gewordene Anwendung der crux commissa erklären lassen?«
und führt aus, dass das Antoniuskreuz 1) nur in der Malerei, nicht in der Plastik vorkomme; 2) schon sehr früh in Miniaturen gefunden werde, indem er auf Didron's hist. de Dieu verweist; bereits im Anfang des 5. Jahrhunderts habe man sowol die crux immissa, als die commissa gemalt, obwol, wie auch aus einem Gedichte des Paulinus v. Nola hervorgehe, nur erstere im Alterthum faktisch vorgekommen sei.

Dr. Kraus verzichtet wegen der vorgerückten Zeit aufs Wort über diesen, eine längere und sorgfältigere Betrachtung erheischenden Gegenstand, und erklärt nur, dass er im Allgemeinen die Behauptungen des Vorredners, namentlich in Betreff der ursprünglichen Gestalt des Kreuzes bestreite und sich vorbehalte, in den Bonner Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden seine Ansicht darzulegen.

Dr. E. Förster spricht über ein figurenreiches Gemälde der altflandrischen Schule im Museum zu Rouen, welches Maria mit dem Kinde umgeben von Engeln und Donatoren darstelle und dadurch merkwürdig sei, dass es die Wiederholung der Memling zugeschriebenen Madonna des Genueser Bildes im Palazzo municipale enthalte.

Geh.-Rath v. Quast macht einige nachträgliche Mittheilungen über die Calcar'schen Schnitzwerke. Dr. Nordhoff in Münster, welcher kürzlich das städtische Archiv zu Calcar geordnet, habe ihm gestern mitgetheilt, dass nach den ihm vorgelegenen Schriftstücken die dortige Kunstschule erst um 1480 beginne und dass nach den Urkunden nur ausländische Meister in Calcar thätig waren. Es seien deren bis 1522 dahin berufen worden.

Prof. aus'm Weerth bestreitet, dass man den Anfang der Schule

---

es mit den Cameen eine eigene Sache; während auf den römischen Münzen die Bildnisse immer charakteristisch sind, und selbst kunstlose Münzen aus spätern Zeiten die Kaiser fast immer zweifellos erkennen lassen, sind die Bildnisse selbst auf grossen Cameen oft unbestimmt — nicht etwa idealisirt, sondern verflacht.

nothwendig erst ins Jahr 1480 setzen müsse, weil zuerst da Urkunden hierüber auftreten. Der Kunstbetrieb könne immerhin viel früher begonnen haben.

Der Präsident unterbreitet der Section noch inhaltlich die beiden Schreiben, welche Hr. Math. Dewald in Coblenz über die Entstehung des Namens Gothik wie über den Uebergangsstyl, und Hr. Franz Mertens in Berlin zur Erläuterung seiner mit Subscriptionslisten aufgelegten Schrift: Denkmalkarte des Abendlandes im Mittelalter. Berlin, Verlag des Verfassers 1868, an das Generalsecretariat des Congresses gerichtet — und schliesst dann die Sitzungen der III. Section mit Dank für das ihm geschenkte Vertrauen.

Pastor Weber aus Quedlinburg gibt schliesslich in kurzen Worten auch dem Dankgefühl der Versammlung gegen ihren Präsidenten, Oberstudienrath Dr. Hassler, für dessen umsichtige und einsichtige Leitung der Geschäfte beredten Ausdruck.

Anlagen.

Anlage I.

Internationaler Congress

für

Alterthumskunde und Geschichte

zu Bonn

vom 14.—21. September 1868

veranstaltet

von dem

Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

A.

Vorstand.

Ehrenpräsident:

Se. Kgl. Hoheit der Kronprinz **Friedrich Wilhelm** von Preussen.

Präsidenten:

Noeggerath, Dr., Prof., Berghauptmann a. D., Präsident des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

v. Quast, Geh. Regierungsrath und Conservator der Kunstdenkmäler in Preussen.

Generalsecretäre:

aus'm Weerth, Dr., Prof., 1er Secretär des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande.

Dognée, Dr. iur., Mitgl. der Academie zu Lüttich.

Schatzmeister:

Wuerst, Hauptmann a. D. und Kreissecretär.

Mitglieder:

Alex. de Claer, Einnehmer.

v. Dechen, Wirkl. Geh. Rath Exc.

Dieckhoff, Bauinspector.

Ennen, Dr., Stadtarchivar in Cöln.
Freudenberg, Dr., Professor.
Heimsoeth, Dr., Professor.
Kampschulte, Dr., Professor.
Kaufmann, Oberbürgermeister.
Klein, Dr., Privatdocent.
Klette, Dr., Bibliothek-Custos.
A. Kortegarn, Dr., Realschul-Vorsteher.
Krafft, Dr., Prof., Consistorialrath.
Loersch, Dr., Privatdocent.
Neu, Oberpfarrer.
Neumann, Kreisbaumeister.
Ritter, Dr., Professor.
v. Sandt, Landrath.
Schaaffhausen, Dr., Prof., Geh. Medicinalrath.
v. Seydlitz, General a. D.
v. Sybel, Dr., Prof., Rector der Universität Bonn.
Thomann, Stadtbaumeister.

B.

Satzungen.

1. Die Eröffnung des Congresses findet am 14. September 1868 um 10 Uhr in der Aula der Universität statt, der Schluss desselben am 21. September.

2. Der Congress theilt sich für seine Arbeiten in drei Sectionen, nämlich 1) für die Urgeschichte, 2) für das heidnische Alterthum, 3) für die christliche Zeit, welche zu verschiedenen Stunden sich versammeln und an welchen jedes Mitglied theilzunehmen berechtigt ist.

3. Die Sectionen wählen ihre Vorstände. Letztere stellen täglich ihre Sitzungen und Tagesordnungen fest.

4. Die officielle Sprache der Verhandlungen ist die deutsche; jedoch bleibt es jedem Mitglied des Congresses unbenommen, in seiner Landessprache zu reden.

5. Niemand darf sprechen, ohne sich vorher zum Worte gemeldet und dasselbe vom Vorsitzenden erhalten zu haben.

6. Kein Vortrag soll die Dauer einer halben Stunde überschreiten.

7. Alle Verhandlungen über Tagespolitik und Religion bleiben gänzlich ausgeschlossen.

8. Das Ablesen der Reden ist nicht gestattet; jedoch bleibt es dem Vortragenden unbenommen, Citate aus Schriftstellern u. dgl. vorzulesen.

9. Neue, nicht im Programm aufgestellte, zur Discussion zu bringende Fragen sind den Sectionsvorständen am Abend des der Sitzung, in welcher über sie verhandelt werden soll, vorhergehenden Tages schriftlich zu überreichen, damit dieselben über deren Zulassung entscheiden.

10. Jedes Mitglied des Congresses zahlt zur Theilnahme an demselben ein Eintrittsgeld von 3 Thlr.

11. Die Repräsentanten der öffentlichen Blätter erhalten reservirte Plätze.

12. Die Anmeldungen und Zuschriften zum Congress beliebe man an den Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn zu richten. Das Geschäftsbureau für die Anmeldungen und Anfragen der Ankommenden wird sich vom 14.—21. September im grossen Saale des Rathhauses befinden.

Die Mitglieder des Congresses empfangen zwei Festschriften. Ausserdem ist eine Ausstellung solcher Kunstwerke und Alterthümer in Aussicht genommen, welche in Privatbesitz oder Kirchen befindlich, bisher wenig zugänglich waren oder sich besonders als Material für die vergleichende Kunstgeschichte eignen.

Zur Besichtigung der Kirchen in Schwarzrheindorf, Heisterbach und Cöln wie anderer Sehenswürdigkeiten sind besondere Ausflüge beabsichtigt, wie auch die Führung grösserer Excursionen am Schlusse des Congresses erboten wird.

C.

Fragen für die Verhandlungen.

1. Urgeschichte.

1. Was wissen wir über die Anfänge der menschlichen Cultur, welches war die Beschaffenheit der ersten Wohnungen und Grabstätten, der Nahrung und Kleidung, der Waffen und Geräthe des Menschen in der Urzeit?

2. Welchen Einfluss hatte der Gebrauch des verschiedenen Materials, als Stein, Knochen, Holz, Gold, Bronze, Eisen auf die ersten Kunstarbeiten?

3. Ist die Eintheilung der Urgeschichte in eine Stein-, Bronze- und Eisenzeit für die alte Welt allgemein gültig, oder ist nicht in gewissen Ländern die Eisenzeit der Bronzezeit vorangegangen?

4. Gibt es Kennzeichen an den Steingeräthen der Höhlen, durch welche sich deren relatives Alter bestimmen lässt; ist dabei die mehr oder weniger ausgebildete sogenannte Patina und die Dicke der sie bedeckenden Kalksinterschicht massgebend, oder sind diese nicht vielmehr von zufälligen Umständen abhängig?

5. Gibt es Anhaltspunkte, durch welche sich die Rennthierzeit in Mittel-Europa bestimmen lässt?

6. Welche Zuverlässigkeit haben die bisher gemachten Schätzungen des Alters der Pfahlbauten und sind die in denselben gefundenen rohen Steingeräthe für gleichzeitig mit denen aus den Höhlen zu halten?

2. Alterthum.

1. An welchen Merkmalen kann man auf jenen antiken Basreliefs, welche den Tod durch eine Abschiedsscene darstellen, den Verstorbenen erkennen?

2. Welches sind die Resultate der neuesten Forschungen über die Ausdehnung der römischen Heereszüge in das nordwestliche Deutschland? Gibt es, ausser den Nachrichten der alten Schriftsteller, noch sichtbare sichere Spuren des Durchzuges, und des längeren oder kürzeren Aufenthaltes der Römer in jenen Gegenden, und worin bestehen sie? Können dieselben namentlich als Beweise für die Localitäten der grossen Schlachten unter der Herrschaft des Augustus und Tiberius nachgewiesen werden?

3. Welches Ziel hatte Julius Cäsar bei seinem zehnjährigen Proconsulat von Gallien im Auge?

4. In welche Zeit fällt die Organisation des unteren und oberen Germaniens, und wann sind daraus Provinzen des römischen Reiches geworden?

5. Welche Form hatte das pilum und der gladius der Römer zu verschiedenen Zeiten, und insbesondere zur Zeit des Julius Cäsar?

6. Welches ist der geographische Bereich der bis jetzt diesseits der Alpen gefundenen angeblichen etruskischen Bronzen, und bieten dieselben Anhaltspunkte zu bestimmten Schlüssen über das Alter und die Nationalität der betreffenden Gräber?

3. Christliche Zeit.

1. Durch welche staatliche und kirchliche Einrichtungen der Merowingischen Zeit hat sich die Lage der niederen Volksklassen im Vergleiche zu der römischen Periode verbessert?

2. Welche rechtliche und politische Motive rechtfertigen das Verfahren Kaiser Heinrich VI. gegen König Richard Löwenherz?

3. Wodurch und wo ward der Ursprung des Spitzbogenstyls hervorgerufen und wie wurde derselbe in Deutschland eingeführt?

4. Zeigt sich während des 15. Jahrhunderts in Burgund eine eigenthümliche Kunstrichtung und wo hat dieselbe ihre Anfänge und ihre Ausläufe?

5. Sind die Anfänge der in der Eyck'schen Schule hervortretenden Richtung in den Rheinlanden (Cöln) oder in Flandern zu suchen?

6. Ist die abendländische Kunst des Emaillirens zuerst in Frankreich oder in Deutschland geübt worden?

7. Welches sind die besten Mittel zur Erweckung des ästhetischen Gefühls im Volke, und bieten insbesondere in dieser Beziehung Kunstausstellungen den gewünschten Erfolg?

Ausserdem sind folgende Fragen zur Discussion eingesandt und zwar:

Zu 1. Urgeschichte.

1. In welchen Gegenden sind bis jetzt Pfahlbauten gefunden worden? Wie unterscheiden sich dieselben untereinander? Für welche von ihnen hat man sichere Anhaltspunkte, um sie historisch festzustellen und das Volk zu bezeichnen, welches sie errichtet hat?

Zu 2. Alterthum.

1. Welche sichere Kennzeichen gibt es, um die Verwaltungen, Strassen und Gräber auf dem rechten Rheinufer, ausserhalb des Limes, als Werke der Römer von den ähnlichen Werken der Germanen oder anderer Völker in derselben Lokalität zu unterscheiden? Weichen sie von denjenigen ab, welche die Römer in den von ihnen sicher occupirten Ländern errichteten?

2. Gibt es sichere Unterscheidungs-Merkmale zwischen dem Mauerwerk der Römerzeiten und des Mittelalters, und worin bestehen dieselben?

3. Welche römische Baudenkmäler gibt es in Deutschland noch über der Erde?

4. Kennt man gebrannte Ziegel als Baumaterial vor der Zeit der Römer? Sind noch Reste davon vorhanden?

Zu 3. Christliche Zeit.

1. Im Mittelalter fanden wegen Unvollkommenheit der Verbindungswege, weit weniger wie gegenwärtig, Uebertragungen von Baumaterialien und Kunstwerken von einer Gegend in die andere statt, dennoch kam es mehrfach vor und blieb dies nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung der Kunst. Es ist nicht unwichtig, das Thatsächliche festzustellen, und werden daher folgende Fragen zur Discussion gestellt:

a. Wo und wann transportirte man Baumaterialien im rohen oder verarbeiteten Zustande von einer Gegend in die andere? Wo geschah solches namentlich längere Perioden hindurch? Geschah es auf dem Wasser- oder auf dem Landwege, oder auf beiden zugleich?

b. Wo und wann wurden Reste antiker Architekturen oder Skulpturen in obiger Weise transportirt und zu Neubauten verwendet? Welchen Einfluss haben dieselben auf die Entwicklung der Kunst ausgeübt?

c. Wo findet man Mittelpunkte der Fabrikation von architektonischen Bautheilen, wohin und auf welchem Wege wurden sie versendet?

d. Wo befanden sich Fabriken anderer Kunstgegenstände verschiedenen Materials und verschiedener Technik? Wohin gingen dieselben und welchen Einfluss übten sie auf die Entwicklung der Kunst aus?

2. Welche Kenntniss hat man über die Wirksamkeit der Architekten und anderer Künstler ausserhalb ihrer Heimath, während der Zeit des Mittelalters?

3. Wodurch lässt sich die übermässige Länge des Schiffes in vielen Cisterzienser-Kirchen erklären, die um so auffälliger erscheint, da nach der Ordensregel die Laien, und besonders die Frauen, von dem Besuche der Klosterkirche ausgeschlossen waren? — In Maulbronn ist das Langhaus in der Mitte durch eine niedrige Querwand in eine östliche und eine westliche Hälfte getheilt, und die östliche Hälfte wird Herrenchor genannt, unterschieden von dem jenseits des Transepts belegenen Altarhause; lässt sich eine ähnliche Quertheilung des Langhauses auch in andern Cisterzienser-Kirchen nachweisen, und darf man in diesem Falle annehmen, dass die westliche Abtheilung für die Laienbrüder des Klosters bestimmt war?

4. In der romanisch-byzantinischen, sowie in der frühgothischen Periode hat bei Darstellungen der Kreuzigung das Christuskreuz stets die Form der c r u x i m m i s s a (†), in der frühgothischen Periode zu-

weilen die Form der furca (Y), während in spätgothischer Zeit die crux commissa (T), welche früher nur für die Kreuze der beiden Uebelthäter gebräuchlich war, auch für das Christuskreuz zur Regel wurde. Wann und aus welchen Gründen ging diese Umwandlung in der Darstellung des Crucifixus vor sich? — In Miniaturen des 11. Jahrhunderts mit ornamentirten Initialen ist zuweilen der Anfangsbuchstabe T zur Darstellung des Crucifixus benutzt, und sollte sich lediglich hieraus die später allgemein gewordene Anwendung der crux commissa erklären lassen?

5. Welche verschiedene Bauschulen gab es im 11. und 12. Jahrhundert in Deutschland und den Niederlanden? Wie unterscheiden sie sich unter einander und von denen in Frankreich?

Anlage II.

Congress-Programm.

13.	Sept.	Abends.	Gesellige Vereinigung in den oberen Räumen der Lesegesellschaft.
14.	»	10 Uhr.	Eröffnungssitzung in der Aula der Universität.
		1 Uhr.	Mittagessen im Kley'schen Gasthof.
		3 Uhr.	Besichtigung der Kirche in Schwarzrheindorf und ihrer Gemälde.
15.	»	9—2 Uhr.	Sectionssitzungen.
		4 Uhr.	Mittagessen in Godesberg und Besichtigung der dortigen Burgruine.
16.	»	9—1 Uhr.	Sectionssitzungen.
		2 Uhr.	Festfahrt auf dem Rhein und Abendfest in Heisterbach.
17.	»	10 Uhr.	Allgemeine Sitzung in der Aula der Universität.
		4—6 Uhr.	Sectionssitzungen.
18.	»	8 Uhr.	Abfahrt zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt Cöln.
19.	»	9—1 Uhr.	Sectionssitzungen.
		Abends.	Musikalische Soiree von der Stadt veranstaltet.
20.	»		Ausflüge nach Laach, Remagen, Sinzig und in das Siebengebirge.
21.	»	10 Uhr.	Schlusssitzung in der Aula der Universität.
		$1^1/_2$ Uhr.	Abschiedsessen in Rolandseck.

Jeden Abend werden die Räume der Lesegesellschaft für die Congressmitglieder offen stehen.

Den Congressmitgliedern ist der Zutritt zu allen Sammlungen, zu den Lesezimmern der Universität und der Lesegesellschaft und zu der im Kapitelsaale der Münsterkirche befindlichen Ausstellung, gegen Vorzeigung der Legitimationskarte gestattet.

Folgende Gesellschaften gewähren den durch ihre Karte sich legitimirenden Mitgliedern die nachstehend angegebenen Preisermässigungen.

1. Deutschland.

Hin- und Rückfahrt mit einfachem Billet: Rheinische Eisenbahn, Bücken-Lübecker (nur vom 10.—30. September), Frankfurt-Hanauer (nur vom 12.—23. September).

Die Taunusbahn ermässigt die Preise um 50%.

Auf der Rheinischen Bahn finden diejenigen Theilnehmer, welche die ihnen gratis gewährte Rückfahrt nicht benutzen können, weil sie Bonn in einer anderen Richtung verlassen wollen, für die einfache Fahrt eine Ermässigung dadurch, dass die Lösung eines Billets der niedrigeren Klasse zur Fahrt in der nächsthöheren berechtigt. Die Theilnehmerkarte ist dem Schaffner vorzuzeigen.

2. Holland.

Amsterdam-Rotterdamer Eisenbahn, Retourbillette von jeder Station, gültig vom 10.—24. September mit 40% Ermässigung.

Ermässigungen von 50%: Niederländische Staatsbahnen (nur vom 4.—30. September), Luxemburger Bahn.

3. Belgien.

Ermässigung von 50%: Luxemburger und Brügge-Blankenberger Bahn, von 25%: Belgische Staatsbahnen.

4. England.

General Steam Navigation Company: Hin- und Rückfahrt von London nach Antwerpen (einen Monat gültig) £ 1. 10.

5. Frankreich.

50% Ermässigung auf der Hin- und Rückreise: Französische und Belgische Nordbahnen, Französische Ostbahnen (letztere nur vom 10.—25. September).

Anlage III.

Namens-Verzeichniss der eingeschriebenen Mitglieder.[1]

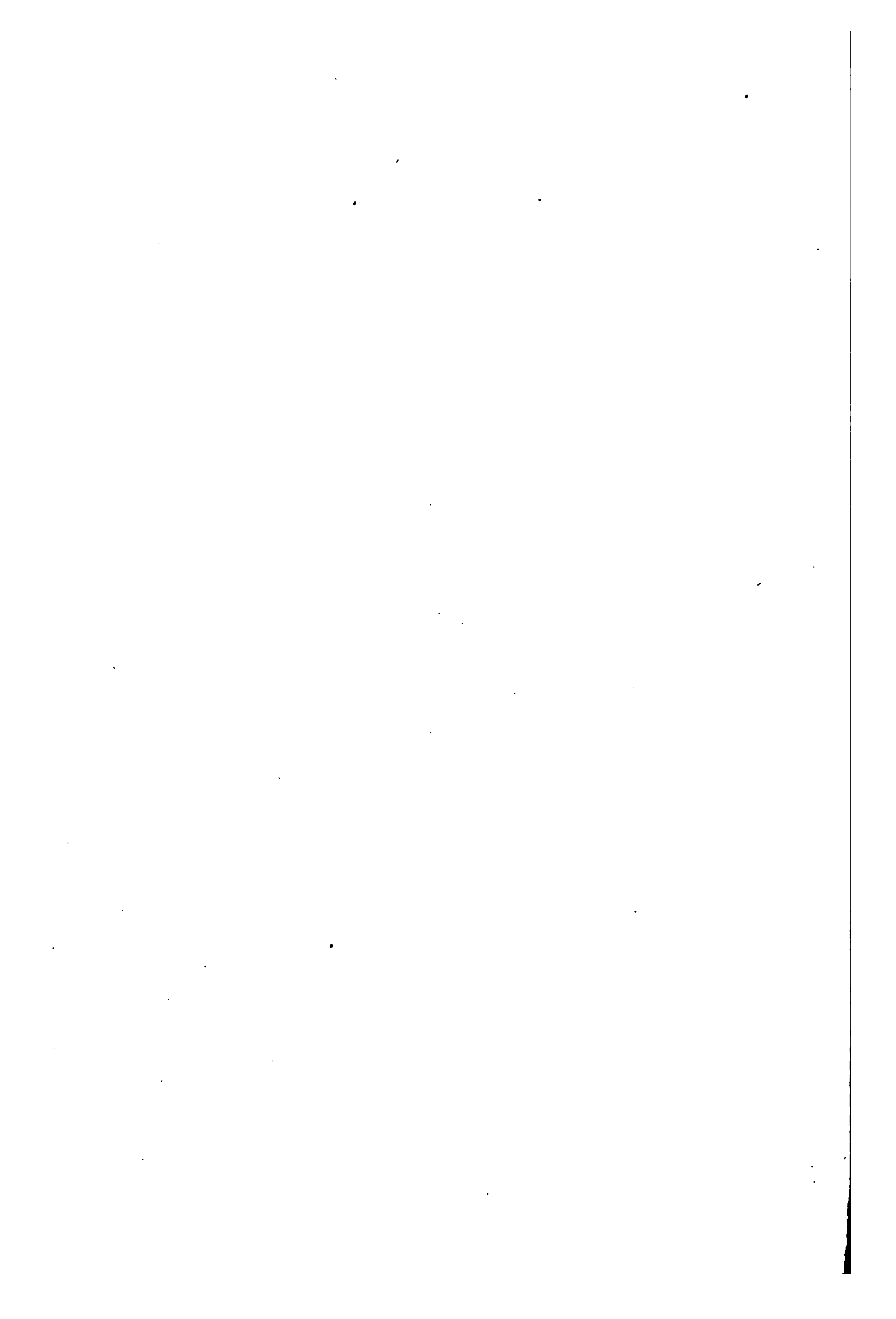
Abels, Pfarrer in Merten.
Aldenkirchen, A. J., Vicar in Bonn.
v. Alten, Baron, Geh. Legationsrath in Hannover.
Altgelt, Hermann, Geh. Reg.- u. Schulrath in Düsseldorf.
Anderson, J. S. M., engl. Pastor in Bonn.
Andrä, C. J., Dr. phil. in Bonn.
Apel, Heinrich, Rittergutsbesitzer in Leipzig.
v. Auer, Major z. D. in Düsseldorf.
Avenarius, Tony, Maler in Köln.
Baecker, J., Domwerkmeister in Achen.
Bangel. U., Pfarrer in Battenberg.
Barbet de Jouy, H., Conservator an den K. Museen in Paris.
Becker, H., Dr. iur. in Dortmund.
Bell, William, Dr. phil. in London.
Blomme, A., Dr. iur. in Termonde.
v. Blücher, Rittergutsbesitzer in Quitzenow.
Bock, Adam, Dr., päpstl. Kämmerer in Achen.
v. Bock, W., Vicepräsident des livländischen Hofgerichts a. D. in Quedlinburg.
Bodenheim, Dr., Rentner in Bonn.
Bordeaux, R., Dr. iur. in Evreux.
Böse, Major in Bonn.
Bouet, G., Maler in Caen.
Brender, Dr., Pfarrer in Rösberg.
Brinck, Friedr., Kaufmann in Bonn.
ten Brink, B., Privatdocent in Münster.
Brocard, Peter, Sekretär in Rom.
von der Bussche Münele, Freiherr, Gutsbesitzer in Benkhausen.
Cahn, Hugo, Banquier in Bonn.
Calmon, Feuersocietäts-Beamter in Coblenz.
de Caumont, H., Director des Institut des provinces de France in Caen.
Charret, J., Numismatiker u. Antiquar in Paris.
de Claer, A., Lieutenant a. D. in Bonn.
de Claer, E., Rentner in Bonn.
Cleynhens, P., Professor in Malmes.
v. Cohausen, A., Ingenieur-Oberst in Berlin.
Cohen, Fritz, Buchhändler in Bonn.
Cuno, Kreisbaumeister in Xanten.
Demarsy, A., Sekretär der Société de l'Ecole Impériale des Chartes in Compiègne.
Dieckhoff, Bauinspektor in Bonn.
Dincklage, Major in Bonn.
Dognée, Eugen, Dr., Mitglied der Academie in Lüttich.
Dognée De Villin, J. N. in Lüttich.
Doutrelepont, Dr., Privatdocent in Bonn.
Dunant, H., Delegirter der Société de Numismatique et d'Archéologie de France u. der Société d'Ethnographie in Paris.
Ebers, Georg, Dr., Privatdocent in Jena.
Eich, F. A., Dr., Advocat in Bonn.
v. Eichwald, Ed., Wirkl. Staatsrath in St. Petersburg.
Eltester, L., Archivrath in Coblenz.
von der Emden, Baumeister in Bonn.
Engelmann, P., Baumeister in Kreuznach.
Ennen, Dr., Stadtarchivar in Köln.
Essellen, Hofrath in Hamm.
Essenwein, A., Vorstand des Germanischen Museums in Nürnberg.
v. Eye, A., Dr., Vorstand der Sammlungen am Germanischen Museum in Nürnberg.
Fellen, Jos., Baumeister in Köln.
Fickler, Dr., Professor, Director des Grossherz. Antiquariums in Mannheim.
Fiedler, Dr., Professor in Wesel.
Floss, Dr., Professor in Bonn.
Förster, E., Dr., Kunstschriftsteller in München.
Freudenberg, J., Dr., Professor in Bonn.
Fritzen, Dr., Professor in Gaesdonk.
Fulda, A., Dr., Gymnasiallehrer in Cleve.

1) Mehrere Mitglieder, welche dem Congresse nur an einzelnen Tagen beiwohnten, haben sich in das Namens-Verzeichniss nicht eingeschrieben.

Geiger, L., Sprachforscher in Frankfurt.
Georgi, C. H., Buchdruckereibesitzer in Achen.
Georgi, W., Buchdruckereibesitzer in Bonn.
Gielen, Jos., Gutsbesitzer in Maeseyck.
v. Gladiss, L., Major a. D. in Bonn.
von der Goltz, Baron, Generallieutenant z. D. in Bonn.
Gottgetreu, Reg.- u. Baurath in Köln.
v. Grand Ry, And., Lieutenant u. Reg.-Referendar a. D. in Eupen.
Grass, P., Maler in Köln.
Griolet, E., Numismatiker in Genf.
Grossmann, D., Superintendent in Grimma.
v. Hagens, Franz, Appellationsgerichts-Rath in Köln.
Harless, Dr., 1er Staatsarchivar in Düsseldorf.
Hassler, C. D., Dr., Oberstudienrath in Ulm.
Hegert, Ant., Dr., Archiv-Assistent in Düsseldorf.
Heigelin, W., Schulrath in Stuttgart.
Heimendahl, Alexander, Fabrikant in Crefeld.
Heimsoeth, Dr., Professor in Bonn.
Henry, Aimé, Buchhändler in Bonn.
Herstatt, Ed., Rentner in Köln.
Hertel, Friedr., Dr., Arzt in Bonn.
Heuser, Dr., Professor in Köln.
Hopmann, Adv.-Anwalt in Bonn.
Hüber-Saladin, Eidgenöss. Oberst in Paris.
Humpert, Phil., Dr., Oberlehrer in Bonn.
Humpert, Theod., Dr., Chemiker in Bonn.
Hundt, Friedr. Hector, Graf, K. Kämmerer u. Ministerialrath in München.
Hupertz, F. A., Bergmeister in Mechernich.
Jacobi, Victor, Professor in Leipzig.
Isenbeck, Julius, Rentner in Wiesbaden.
Kaestner, Dr., Sanitätsrath in Fehmarn.
Kamp, Jos., Dr., Gymnasiallehrer in Köln.
Kaufmann, L., Oberbürgermeister in Bonn.
Kayser, J., Dr., Professor in Paderborn.
Kelchner, E., Bibliothekar in Frankfurt.
Kerckhoff, Aug., Professor, Delegirter der Société d'Archéologie de Seine et Marne in Melun.
Klein, Jos., Dr., Privatdocent in Bonn.
Klein, Karl, Dr., Philologe in Petersburg.
Kopstadt, H., Oberlehrer in Crefeld.
Krafft, Reg.- u. Baurath in Achen.
Kraus, F. H., Dr., Geistlicher in Pfalzel.
Lange, H., Oberlehrer in Idar.
v. Ledebur, Freiherr, Dr., Director der K. Kunstkammer in Berlin.
Leo, Ludwig, Dr., Arzt in Bonn.
Leonardy, Joh., Philologe in Trier.
Lessing, J., Dr., Vertreter des deutschen Gewerbe-Museums in Berlin.
Liesegang, Dr. in Duisburg.
de Linas, K., Archäologe in Arras.
Loersch, Hugo, Dr. in Bonn.
Lucas, Ch., Delegirter der Société libre des Beaux Arts u. der Société parisienne d'Archéologie in Paris.
Maertens, Bauinspektor in Achen.
Mamet, Major a. D., Echevin in Blankenberg.
Marcus, G., Buchhändler in Bonn.
Marx-Hansemann, Kaufmann in Bonn.
de Meester de Ravenstein, E., Ministerresident zu Ravenstein.
Mevissen, Geh. Commerzienrath in Köln.
Meyer, Jürgen Bona, Dr., Professor in Bonn.
Meyer, J. B., Kaufmann in Bonn.
v. Mirbach, Freiherr, Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Moers, Jos., Dr. phil. in Paris.
v. Monschaw, Notar in Bonn.
Morell, H., Kaufmann in Bonn.
Mörner, Graf, Architekt in Bonn.
Morsbach, Th., Institutsvorsteher in Bonn.
Mueller, Jul., Assessor a. D. in Stettin.
Müller, Aegid., Vicar in Gladbach.
v. Müller, Rittergutsbesitzer zu Burg Metternich.
Müntz, Eugen, Schriftsteller in Paris.
Mütze, Julius, Architekt in Bonn.
Neu, Oberpfarrer in Bonn.
v. Neufville, W., Rentner in Bonn.
Neumann, J., Kreisbaumeister in Bonn.
Neusser, J., Buchdruckereibesitzer in Bonn.
Nicolovius, Dr., Professor in Bonn.
Noeggerath, J., Dr., Berghauptmann a. D. u. Professor in Bonn.
Nolten, M. A., Maschinenbaumeister in Achen.
de Nouë, Arsène, Dr., Archäologe in Malmedy.
Oidtmann, H., Dr., Arzt in Linnich.
Parker, C. H., Rentner in Oxford.
Peiffer, P. J., Pfarrer u. Definitor in Vilich.
Peill, H., Rentner in Bonn.
Peirce De Lacy Johnstone, Student in Oxford.
Perry, Walter C., Barrister at law in Bonn.
Petersen, Chr., Professor am akad. Gymnasium in Hamburg.
Le Petit, Abbé, Pfarrer u. Dechant, General-Sekretär der Société française d'Archéologie in Tilly.

Philippson, M., Dr. in Bonn.
Pick, Rich., Landg.-Referendar in Bonn.
Pinder, Dr., Geh. Ober-Regierungs-Rath in Berlin.
Pinder, Eduard, Dr., Custos der Alterthümersammlung des Museums in Cassel.
Le Proux, Ferd., ehm. Eleve der Kriegsschule in St. Quentin.
Przezdziecki, Alex., Graf, Dr. phil. in Warschau.
v. Quast, Geh. Regierungsrath u. Conservator der Kunstdenkmäler in Preussen, in Radensleben.
Ramers, Dr., Pfarrer in Nalbach.
Rapp, Ed., Dr., Rentner in Bonn.
Rauch, Eduard, Dr., Arzt in Oberbronn.
Rauschenbusch, Rechtsanwalt in Hamm.
Rautenstrauch, Adolph, Kanzler des belgischen Generalconsulats in Köln.
Rein, A., Dr., emerit. Director der Realschule in Crefeld.
Remacly, H. J., Professor in Bonn.
v. Reumont, Alfred, K. Kammerherr in Bonn.
Reumont, Dr., Sanitätsrath, Arzt in Achen.
Rhoen, C., Architekt in Burtscheid.
Roettgen, Karl, Kaufmann in Bonn.
Rossel, Karl, Dr., Staatsarchivar in Idstein.
Rumpel, Damian, Apotheker in Düren.
de Sains, Heinrich, Eleve der Ecole des Chartes in St. Quentin.
de Salis, Baron, Gutsbesitzer in Metz.
de Sauvage-Vercour, Arthur, Chevalier, Student zu Schloss Selepin.
de Sauvage-Vercour, Felix, Chevalier in Lüttich.
de Sauvage-Vercour, Oscar, Chevalier zu Schloss Jemeppe.
Savelsberg, J., Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Achen.
Schaaffhausen, Hermann, Dr., Geh. Medicinalrath u. Professor in Bonn.
Schady, W., Cand. phil. in Frankfurt.
v. Schaumburg, Oberst a.D. in Düsseldorf.
Scheben, Wilhelm in Köln.
Schickler, F., Präsident der Société de l'Histoire de Prot. français in Paris.
Schmidt, A., Kaufmann in Bonn.
Schmidt de Wilde, H., Kaufmann in Bonn.
Schmidt, H., Kaufmann in Bonn.
Schmitz, Franz Jos., Zeichner in Achen.
Schmitz, O., Rentner in San Franzisco.
Schmitz Werotte, Rentner in Hersel.
Schneider, Dr., Professor in Düsseldorf.
Schorn, Staatsprokurator in Bonn.
Schroeder, Dr., Privatdocent in Bonn.
Schultz, Fr., Archiv-Sekretär in Stettin.
Schumacher, Ludwig in Matamoras.
Schwarz, H., Cand. phil. in Bonn.
Schwertmann, F. J., Dr. med. in Osnabrück.
v. Seydlitz, Generalmajor z. D. in Bonn.
Sentis, Fr., Professor in Freiburg.
Siegmund, A., Privater in Hamburg.
Simrock, K., Dr., Professor in Bonn.
v. Spankeren, F. W., Reg.-Präsident a. D. in Bonn.
Stahl, Th., Stud. hist. in Göttingen.
Steinbach, A., Fabrikant in Malmedy.
Stengel, Edmund, Dr. phil. in Halle.
zu Stolberg, Botho, Graf in Ilsenburg.
Stromberg, Th., Dr. phil. in Bonn.
Suermondt, Barthold, Rentner in Achen.
v. Sybel, Dr., Rector u. Professor in Bonn.
Thoma, J., Baumeister in Bonn.
Unger, Fr. W., Professor in Göttingen.
Upmann, Dr., Medicinalrath in Birkenfeld.
v. Veiel, Hofrath in Cannstatt.
Veit, G., Dr., Professor in Bonn.
de Vericour, R., Professor in Irland.
Vetter, Joh., Postbeamter in Karlsruhe.
Vossen, Landgerichts-Kammer-Präsident in Achen.
Waechter, Adalbert, Ober-Regierungs-Rath in Hannover.
Wagener, A., Dr., Professor in Gent.
Wallraf, J., Architekt in Bonn.
Weber, Gust., Pfarrer in Quedlinburg.
aus'm Weerth, Dr., Professor in Kessenich.
Weiler, A., Hof-Steinhauermeister in Mehlem.
Weinand, J., Dr. theol. in Bonn.
Werth, J., Curatpriester in Bonn.
Wilms, Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Duisburg.
v. Wintzingerode, F., Regierungspräsident z. D. in Bonn.
Wirth, Pfarrer, Chronist der Stadt Heidelberg in Hassmersheim.
Wolff, S., Dr. in Bonn.
Wolff, Th., Lehrer am internat. Institut in Godesberg.
Wuerst, Hauptmann a. D. u. Kreissekretär in Bonn.
Zahn, J., Dr., Gymnasial-Oberlehrer in Barmen.
Zetermann, Dr., Gymnasialprofessor in Leipzig.

Druck von Carl Georgi in Bonn.





Mitglieder des Internationalen Congresses haben vielfach den Wunsch ausgesprochen, in den Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande einzutreten und dessen Schriften zu erhalten. Denjenigen Personen und Instituten, welche sich zum Eintritt bei dem Vorstande melden wollen, machen wir die Mittheilung, dass sie gegen einen Jahresbeitrag von **drei Thalern** alle Vereinspublicationen gratis erhalten.

Der Vorstand des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn.

Subscriptionen auf die vom Pater Morcaldi unternommene Publication des Urkundenschatzes des Klosters la Cava nimmt der Herausgeber dieser Schrift entgegen. Das Werk erscheint in 4°, wird mehrere Bände von circa 80—100 Bogen mit Illustrationen umfassen und vorläufig der erste Band zum Subscriptionspreise von 25 Fcs. ausgegeben werden.
